



Erinnern

statt

Verdrängen

1997-2007

10 Jahre ZeitZeugenBörse Hamburg Eine Bestandsaufnahme und Erinnerung.

Herausgeber: Seniorenbüro Hamburg e.V.



ZUGLEICH AUSGABE 36

HAMBURG, IM HERBST 2007

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

„...Es ist mutig, so viel zu erzählen..."

(Christian)

„...und ich habe ein klareres Bild über die „Zustände“ während des Krieges bekommen."

(Isabella)

„Ich habe gehört, wie es damals wirklich war. Und es hört sich noch ganz anders an als ich es aus dem Buch kenne."

(Mandy)

“...Ja, auf jeden Fall! Weil wir ja die letzte Generation sind, die solche Menschen befragen kann."

(Isabella)

„Ich finde das sehr gut, weil sie uns ihr Leben selbst erzählt haben. Das vergessen wir nie..."

(Sarata)

**Rückmeldungen von Schülern
nach Zeitzeugen-Besuch**

Erinnern statt Verdrängen

1997-2007

10 Jahre ZeitZeugenBörse Hamburg

Eine Bestandsaufnahme und Erinnerung anlässlich des 10-jährigen Bestehens der ZeitZeugenBörse Hamburg
Herausgeber: Seniorenbüro Hamburg e.V.

zugleich Heft 36 des Mitteilungsblatts
der ZeitZeugenBörse Hamburg

Hamburg, im Herbst 2007

Inhaltsverzeichnis

Die ZeitZeugenBörse stellt sich vor

Carsten Stern, Claus Günther: Eine kleine Geschichte der Zeitzeugenbörse	05
Reinhold Bengelsdorf: 10 Jahre Erfolgsgeschichte	06
Carsten Stern, Claus Günther: Wie es weiterging	10
Helene Bornkessel, Ingetraud Lippmann: 15 Jahre „I. G. Schreiben...“	14
Gunter Cornehl: Ein Blick von außen – 10 Jahre ZeitZeugenBörse	16
Claus Günther: „Schulen pflastern ihren Weg...“ ...Schulbesuche	19

24 Zeitzeugengeschichten

01. Lieselotte Lamp: Der Umzug in die neue Wohnung (1929)	21
02. Lore Bünger: Kindheit auf dem Bauplatz (1930)	...	22
03. Eva Emskötter: Bröses Laden (1930)	...	24
04. Helene Bornkessel: Machtübernahme in meiner Schule (1933)	...	25
05. Reinhold Bengelsdorf: Das „III. Reich“ machte uns arm... (1933-37)	...	26
06. Richard Hensel: Die Lebensmittelkarte (1939-45)	...	27
07. Marianna Feldbauer: Menschen wie wir (1941)	...	28
08. Emmi Füllenbach: Im- und Export/Osteuropa (1942-72)	...	30
09. Walter Schmidt: Ferien und Bomben (1943)	...	32
10. Claus Günther: Totenstiefel (1944)	...	33
11. Manfred Köhne: Das Kriegsende 1945 in meiner Erinnerung	...	34
12. Karl-August Scholtz: Deutsche Soldaten... Flüchtlingselend (1945)	...	37
13. Heinz Tränckner: Verwundet in Gefangenschaft (1945)	...	39
14. Peter Bigos: Britische Soldaten in West-Berlin (1945)	...	41
15. Margarete Schleede: Flucht und Vertreibung aus Schlesien (1945-46)	...	42
16. Ingetraud Lippmann: Ofenumarmung & Dosenspülautomatik (1946)	...	45
17. Lisa Schomburg: Was ich mit meinen ersten 40 DM machte (1948)	...	47
18. Helmut Becker-Floris: Studieren 1950	...	47
19. Reinhold Bengelsdorf: Selbstbedienung (50er Jahre)	...	49
20. Ilse Behling: Das eigene Fotolabor (50er Jahre)	...	51
21. Edeltraud Jensen: Volksaufstand in Halle an der Saale (1953)	...	52
22. Annemarie Lemster: Lehrjahre sind keine Herrenjahre (1953)	...	54
23. Manfred Krause: Politischer Flüchtling aus der DDR 1954	...	56
24. Carsten Stern: Ausländer sind hier nicht erlaubt (1979)	...	58

Gesichter der Zeit: Mitarbeiter der ZeitZeugenBörse in Kurzbiographien

Treffen & Termine der ZeitZeugenBörse Hamburg	66
Danksagung und die Kontaktadresse ZeitZeugenBörse	67

Eine kleine Geschichte der Zeit.....

ZeugenBörse

Wer schon als „junger“ Zeitzeuge dabei war, damals, 1997, als die ZeitZeugenBörse anfang, mag sich wundern: „So lange ist das schon her?“ Damals, das war aber auch – 1933! Oder damals, 1945, oder damals, 1961, als die Mauer gebaut wurde: Das war, das ist inzwischen schon immer länger her. Aber immer noch ist alles lebendig in der Erinnerung – und wir sind es auch, die Zeitzeugen. Noch leben viele junge Alte. Und noch immer haben sie, haben wir etwas zu erzählen, aufzuschreiben, vorzulesen, antworten auf Fragen nach dem Erlebten. Noch immer gibt es Neues zu entdecken, das aus der Erinnerung auftaucht und das eigene Leben und das Anderer bereichert. Und immer und immer wieder gibt es Schulen und Lehrer und Kinder und Jugendliche und Menschen auf unterschiedlichsten Veranstaltungen, die hören wollen – gerade von Augenzeugen! –, wie es „damals“ war.

„Damals“: Das Interesse an Nazizeit, an Krieg, an Widerstand und Verfolgung ist ungebrochen. Nur die, die darüber noch berichten können, werden weniger. Verstärkt hat sich der Wissensdrang gegenüber der Nachkriegszeit, dem Hungern, dem Wiederaufbau, an die Jahre des Wirtschaftswunders und der Tütenlampe, an die Zeit der Mauer, der DDR und der Transitreisen nach West-Berlin. Hier wachsen Zeugen dieser jüngeren Vergangenheit nach, die aus der DDR

geflohen sind, die ihre Emotionen vom Kennedy-Mord oder dem Fall der Mauer mit sich tragen, die in den fünfziger und sechziger Jahren geprägt wurden: Wir heißen sie willkommen, die Zeitzeugen der Nachkriegszeit!

Mit dieser Broschüre will das Seniorenbüro Hamburg e.V. als Träger der ZeitZeugenBörse Hamburg Revue passieren lassen, was in den Jahren seit deren Bestehen wichtig war. Hier kommen unsere Zeitzeugen in ausgewählten Beiträgen zu Wort. Wir zeigen auf, welche Qualitätsanforderungen wir an uns selbst und an den Besuch in Schulen legen. Wir staunen über die vielen Schulen, die wir während der vergangenen Jahre besucht



Zeitzeugen unterhalten im „Jahr der Senioren 1999“ auf dem Rathausmarkt. V. l. n. r.: Lore Bünger, Peter Bigos, Maria Beimel, Elsa Bertels, Annemarie Lemster.

haben! Und wir wollen uns auch feiern: 10 Jahre ZeitzeugenBörse, 15 Jahre Interessengruppe Schreiben und Lesen und 5 Jahre Zeitzeugengruppen in Eppendorf und in Quickborn. Alles auf einmal! Darauf sind wir ein bisschen stolz.

Und wir wollen uns freuen über unsere Jubiläumsausgabe zum 10-Jährigen: mit einer DVD, einem neuen Medium der Zeitzeugenarbeit. Vor drei Jahren haben wir ein Buch mit vielen Erlebnissen herausgebracht.

Pünktlich zu diesem Jubiläum erscheint nun eine DVD – Zeitzeugen „live auf dem Bildschirm“ erzählen ihre bewegendsten Erlebnisse, nachzuerleben auf dem Bildschirm.

Hören, sehen, blättern Sie mal rein. Und wenn **Sie**, als Leser oder Hörer, Interesse bekommen mitzumachen, besuchen Sie uns doch einfach in einer unserer offenen* Gruppen!

Carsten Stern, Claus Günther

*„offen“ heißt: keine Mitgliedschaft, keine Mitgliedsbeiträge.

...denn sie wissen, was sie tun...

10 Jahre ZeitZeugenBörse, 10 Jahre Erfolgsgeschichte

Reinhold Bengelsdorf, Zeitzeuge der ersten Stunde 1997, Mitgründer der ZeitZeugenBörse vor 10 Jahren, erinnert sich.

„Als ich mich 1997 mit etwa einem Dutzend Damen und Herren im Seniorenbüro zum Aufbau einer ZeitzeugenBörse zusammensetzte, war die Anregung dazu von der ZeitzeugenBörse Berlin ausgegangen, deren Leiter zuvor in zwei Seminaren über Ziele und Arbeitsweise einer ZeitzeugenBörse informiert hatte. Die fachliche Begleitung der Zeitzeugenarbeit übernahm in der Anfangsphase Maria Beimel, eine Historikerin.

Über recht unterschiedliche *Auf der Suche nach Einsätzen: Flugblatt 1998*

Suchen Sie ZeitZeugen ?



Krieg,
Kapitulation,
Währungsreform,
2 deutsche Staaten

Wir haben das
alles erlebt!

An alle Hamburger Schulen

Wir wenden uns an junge Mitmenschen, die an Zeitzeugen interessiert sind.

Vielleicht zählen Sie sich selbst dazu - oder aber Sie kennen jemanden, in Ihrer Umgebung. Dann geben Sie diese Information bitte weiter. Vielen Dank!

Unsere Zeitzeugengruppe steht unter fachlicher Anleitung und möchte die Schätze der Erinnerung gerne weitergeben an interessierte, zumeist jüngere Mitmenschen. Das können Journalisten, Schulklassen, Studenten und Besucher von Erzählcafés sein. Dabei geht es auch darum, Erlebtes zu diskutieren und Fragen zu beantworten.

Zeitzeugen-Börse
c/o Seniorenbüro Hamburg
Steinstrasse 19a
20095 Hamburg

Tel. 040 - 30 39 95 07
Fax 040 - 30 39 95 08

Erlebnisse wurde berichtet, wobei es Maria Beimel oblag, Verbindungen zu schaffen zwischen den vorgetragenen „subjektiven Geschichten“ und der in Büchern verbrieften „objektiven Geschichte“.

Während unserer Zusammenkünfte frischten wir unsere inzwischen zum Teil lückenhaft gewordenen Erinnerungen auf. Unter anderem wurde über Kinder- und Schulzeit, Hitlerjugend, Bombennächte, Verfolgung, KZ und Flucht gesprochen. Auch über widersprüchliche Erfahrungen wurde berichtet. Es gibt kein allgemein gültiges Weltbild, keine absolute Wahrheit. Gegenseitige Toleranz war und ist gefordert.

Wir lernten, als Zeitzeugen nur das zu berichten, was wir selbst unmittelbar erlebt und wie wir damals darüber gedacht hatten. Aus unseren Erinnerungen entwickelten sich Zeitzeugnisse, mit denen wir später in den Schulen Geschichte lebendig werden lassen wollten.

Einige unserer Erlebnisse brachten wir zu Papier, und wir legten eine Datei darüber an, wer von uns für welche Themen an Schulen vermittelt werden könnte. Das erforderte Verwaltungsarbeit, zu der sich ab Frühjahr 1998 einige Zeitzeugen bereit fanden – selbstverständlich ehrenamtlich – unterstützt vom Leiter des Seniorenbüros, Ulrich Kluge: Die Koordinationsgruppe „KO“ entstand.

Ein Teil der KO-Gruppe brachte als Redaktionsteam im September 1998 ein Mitteilungsblatt heraus, dessen



Die Redaktionsgruppe bei einem ihrer ersten Treffen 1998. V. l. n. r.: Elsa Bertels, Ulrich Kluge, Helene Bornkessel, Peter Bigos, Reinhold Bengelsdorf.

Erscheinen viermal im Jahr geplant war. Zur Vorbereitung des Gesprächs hatte ich einen Entwurf vorgelegt, der im Prinzip akzeptiert wurde. Im Vor-

Die Zeitzeugen

Ausgabe Nr. 01 – Sept. 98

Mitteilungsblatt der Zeitzeugenbörse Hamburg (ZZB)

1 Jahr
Zeitzeugenbörse
Hamburg
Rück- und Ausblick auf
das nächste Jahr



Foto:

Aller Anfang war schwer. Im Spätsommer 1997 berichtete der Leiter der ZZB Berlin, Georg Eichinger, über sein Projekt Über 20 Zeitzeugen waren ins Altkreiswerk des Kirchenkreises Niendorf gekommen, um zu hören, wie so eine Einrich-

tung funktioniert. Mittlerweile haben über 50 Zeitzeugen in Niendorf und im Seniorenbüro Hamburg Erlebtes in Erinnerungsarbeitsgruppen aufbereitet. Mit Erfolg: Die vielen Daten erfordern einer Ordnung, Nachfragen - vor allem aus Radio-

und Printmedien- bedürfen einer verlässlichen Kontaktstelle.

Das vorliegende Blatt ist ein Versuch, Überblick zu erhalten. Die Zeitzeugen werden in den Geschäftszeiten nun ab Oktober auch zu festen Zeiten informieren.

Mitteilungsblatt Nr. 1 „Die Zeitzeugen“, vom September 1998.

wort zur ersten Ausgabe schrieb Ulrich Kluge: „Die vielen Daten erfordern Ordnung. Nachfragen – vor allem aus Radio- und Printmedien – bedürfen einer verlässlichen Kontaktstelle.“

Das Mitteilungsblatt ZEITZEUGEN entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem festen Bindeglied innerhalb der ZeitZeugenBörse. Es berichtet über die vielfältigen Einsätze von Zeitzeugen und nennt – bis etwa drei Monate im Voraus – die Termine zur Erinnerungsarbeit und für die KO-Gruppe wie auch die der turnusmäßigen Vierteljahrestreffen, weiterhin die der IG Schreiben und Lesen sowie der Gruppen Eppendorf und Quickborn. Vor allem aber präsentiert jede Ausgabe ein Haupt-Thema, das sich aus der Diskussion der Zeitzeugen ergibt.

Gast der ersten Redaktionssitzung war eine Journalistin. Sie arbeitete an einer Reportage über die Gründung unserer Zeitzeugenbörse für den Länderreport im Deutschlandradio Berlin. „Jeder Mensch ist eine lebende Bibliothek“, war ihre Reportage überschrieben. Stirbt ein Mensch, so hieß es weiter, geht eine Bibliothek verloren; Zeitzeugen würden erlebte Geschichte aufarbeiten, um sie möglichst gut und aussagefähig erzählen und auch aufschreiben zu können. Beeindruckt war sie davon, dass sich zur Zeitzeugenarbeit sowohl ein einst begeisterter Jungvolkanhänger, der Sohn eines Widerständlers, ein internierter Pimpf und zum Beispiel auch ein Mädchen aus dem KZ Auschwitz zu-

sammengefunden hatten. Das Leben sei eben widersprüchlich. Wenn bestehende Unterschiede akzeptiert würden, sei gegenseitiges Verstehen möglich.

Die erste Möglichkeit, als Zeitzeuge in einer Schule Rede und Antwort zu stehen, ergab sich im März 1999, und zwar in der Gesamtschule Kirchdorf. Vier Klassen von 15-jährigen Schülerinnen und Schülern waren auf den Kontakt mit uns vorbereitet worden. Über zwei Stunden hinweg waren die Gespräche entsprechend lebhaft. Nicht nur über unsere Erinnerungen an das „Dritte Reich“ wurde diskutiert, die Schüler fragten auch nach unseren Kindheits- und Schulerlebnissen allgemeiner Art. Auch die Arbeitslosigkeit in den 30er Jahren kam



Helene Bornkessel in der Gesamtschule Kirchdorf-Süd, 1999

in einer Klasse zur Sprache, über die Helene Bornkessel aus eigener leidvoller Erfahrung berichten konnte.

Nur gut, dass wir uns während unserer Erinnerungsarbeit auch auf die Beantwortung zusätzlicher Fragen vorbereitet hatten. Als ausgesprochen

sinnvoll erwies es sich, dass wir zur gegenseitigen Unterstützung jeweils zu zweit vor die Klassen traten.

Inzwischen wurden wir Zeitzeugen schon von einer Vielzahl von Schulen eingeladen. Zumeist wurden wir zur Mitgestaltung von Projekttagen gebeten oder auch von Projektwochen, wobei Zeitzeugen für jeweils mehrere Klassen zu vermitteln waren. Und nicht immer war das „Dritte Reich“ unser Thema, zumindest streifte die Diskussion oft auch andere Themen und sprang gelegentlich über in die Gegenwart.

Auch in einer Förderschule kamen wir Zeitzeugen schon zu Wort. Das „Dritte Reich“ war nur Einleitung, viel mehr interessierte, wie wir unsere Kinderjahre erlebten. Ohne Fußball? Gerade für die Jungen unvorstellbar. Ein „Ball“ war für uns eine Handvoll Sand, die wir in einen Lappen geknotet hatten. Jung und Alt müssen nicht unbedingt politische Fragen besprechen, auch ein Gespräch über Alltäg-

liches trägt zur gegenseitigen Achtung bei.

In einer Hauptschule waren von etwa 15-Jährigen Gedanken geäußert worden, die die dort tätige Sozialpädagogin dem Rechtsradikalismus zuordnete. Um möglichst schon den Anfängen zu wehren, hatte sie uns Zeitzeugen eingeladen, in der Klasse das Thema Nationalsozialismus anzusprechen. Als wir uns den Schülern vorstellten und erwähnten, dass wir mit jedermann sprechen würden, der sich für unsere Erlebnisse im Nationalsozialismus interessiert, fragte ein Schüler provozierend: „Auch bei uns zu Hause?“ – „Selbstverständlich!“, war unsere Antwort. „Du musst uns nur sagen, wo du wohnst und wann ihr Zeit habt.“

Ein Raunen ging durch die Klasse, und wir hatten sogleich ein freundschaftliches Verhältnis zueinander. Erst später erfuhren wir, dass die Frage vom Klassensprecher gestellt worden war, dessen Elternhaus und damit auch er – dahin gingen die Vermutungen – dem Rechtsradikalismus zuneigten. Und wenn wir in der dann über zwei Stunden lebhaft geführten Diskussion nur diesen Wortführer der Klasse zum Nachdenken gebracht haben sollten, so meinen wir, dürfen wir unser Engagement als Erfolg ansehen.“

Diese Gedanken Reinhold Bengelsdorfs, hier in Auszügen wiedergegeben, veröffentlichte das Seniorenbüro Hamburg e.V./ ZeitZeugenBörse Hamburg, erstmals 2003.



Lore Bünger bei einem Schulbesuch

Wie es weiterging

Nicht nur die Schulen beschäftigen die Zeitzeugen oft und gern, ebenso auch Rundfunk, Fernsehen und die Printmedien. Als sich 2005 das Kriegsende zum 60. Mal jährte, veröffentlichte der „Stern“ über mehrere Ausgaben eine Serie „60 Jahre Kriegsende“. „Hunger in Deutschland“ mit dem Untertitel „Zeitzeugen berichten“ war das Thema im „Stern“-Heft Nr. 12 im März 2005. Jeder unserer Zeitzeugen hat an diese Zeit einschneidende Erinnerungen – und sei es nur die an Maisbrot oder Sagosuppe. Auch an die ZeitZeugen-Börse hatte sich der „Stern“ bei seinen Vor-Recherchen gewandt und war tief beeindruckt vom Schicksal dreier Zeitzeugen unserer Gruppen: Die Erlebnisse von Emmi Füllnbach, Helene Bornkessel und Ilse Behling waren, mit Großfotos, über mehrere Seiten hinweg im „Stern“ nachzulesen.

Das ZDF-Kinderfernsehen begleitete Claus Günther zu den Stätten seiner Kindheit in Harburg – und zu diesen Stätten im Fernsehbericht vom Mai 2005 gehörte auch, die „Reichskristallnacht“ 1938 vom Fenster der elterlichen Wohnung miterlebt zu haben. Die Morgenpost, das Abendblatt, die Harburger Nachrichten, der NDR und Hamburg 1 – Interviews, Features, Befragungen, all das machen und machten wir in den 10 und immer mehr in den letzten 5 bis 8 Jahren.



Zeitzeuge Claus Günther bei Dreharbeiten mit dem ZDF-Kinderfernsehen, 2005.

Besuche bekommen wir: Zeitzeugen aus Hamburg treffen Russen und Ukrainer in unserem Alter, die als junge Menschen von den Deutschen zur Zwangsarbeit, zur Kriegsarbeit oder zum zwangsweisen Dauer-Blutspenden nach Deutschland verschleppt wurden – und in der Sowjet-



Austausch mit Zeitzeugen aus der Sowjetunion, die als Kinder von Deutschen zur Zwangsarbeit verschleppt wurden, Mai 2004.

union wegen „Kollaboration mit dem Feind“ über ihre traumatischen Erlebnisse 40 Jahre schweigen mussten. Bei solchen Treffen hören dann wir schweigend und betroffen zu, was Andere als Zeugen „unserer“ Zeit erleben mussten – und begeben uns in die Rolle des Hörenden und Fragenden und Lernenden.

Betroffenheit macht auch schweigsam. Gut, dass die NS-Zeit nun schon drei Generationen vorbei ist



Die sog. „KO-Gruppe“ der ZeitZeugenBörse im Sept. 2004. V. l. n. r.: Lore Bünger, Lieselotte Lamp, Helene Bornkessel, Claus Günther, Carsten Stern.

und sich die junge Generation in ihrer großen Mehrzahl ganz frei und unbelastet mit dem Unvorstellbaren beschäftigen und offen fragen kann. „Wie riecht das Schlachtfeld?“, fragte ein Schüler einer Hauptschule. Wir, die die Klasse besuchten, konnten keine Antwort geben, weil keiner an der Front gewesen war. Aber als ich dies vor kurzem einem Kriegsveteranen erzählte, berichtete er, wie er

kürzlich an einer Abdeckerei vorbeiging, habe es genauso – und dann musste er aufhören zu sprechen, die Tränen traten ihm in die Augen, der Geruch der Toten bewegte ihn.

In der Schule, vor Schülern, verbergen wir das nicht: Gefühle sind oft dabei, gerade wenn es um Tote geht, um Bombennächte, um Ängste, um Hunger. Die Zeitzeugenarbeit in der Schule ist aber keine Therapie. Doch Erinnerungsarbeit in unserer Gruppe ist manchmal auch und immer mal wieder eine Befreiung, etwas Belastendes, vielleicht sogar zum ersten Mal, zu erzählen. Und zuweilen ist eine Erkenntnis darunter, die sich erst durch das Erzählen erhellt: Wo kamen die fast neuen Stiefel her, die der Pimpf im Winter 1944 durch die Partei erhielt? Von verschleppten, umgebrachten Menschen – von Toten!



Informativ und interessant: Exkursionen (hier: Zeitzeuge Peter Bigos, Vordergrund, organisiert eine Exkursion ins Jüdische Viertel in Eimsbüttel, 2004) und Viertelsjahrestreffen der ZeitZeugenBörse erweitern Sichtweisen auf Geschichte.

Zeitzeugen: „So war es damals“

QUICKBORN: Gruppe feiert ihr fünfjähriges Bestehen / Arbeit auch in Altenheimen / Offen für Mitstreiter

Erinnerungen wecken und sie dann festhalten – so könnte die Arbeit der Quickborner Zeitzeugen beschrieben werden. Sie sammeln seit nunmehr fünf Jahren Geschichten aus der Geschichte.

VON BEATRICE MAASS

Zehn Quickborner im Alter zwischen 49 und 82 Jahren treffen sich regelmäßig im Martin-Luther-Haus (Lornsenstraße) der Kirchengemeinde Quickborn-Heide. Unter der Leitung von Annemarie Lemster (69) kramen sie gemeinsam in ihren Erinnerungen. „Ein Stichwort genügt oft“, so Lemster, „dann fällt jedem etwas dazu ein. So befruchten wir uns gegenseitig.“

Die Zeitzeugen haben es sich zur Aufgabe gemacht, ihre Erlebnisse aus der Vergangenheit zu „konservieren“, Lemster: „Wenn wir einmal nicht mehr da sind, wer kann die Geschichten dann noch aus erster Hand erzählen?“ Die Erinnerungen werden in einer kleinen Zeitschrift zusammengefasst und über die Hamburger Zeitzeugen auch im Internet unter „Zeitzeugenbörse“ veröffentlicht.

Anlässlich ihres fünften Geburtstages traf sich die Quickborner Gruppe zu einem gemütlichen Frühstück im Ge-



Um Annemarie Lemster (Mitte zweite Reihe) haben sich die „Zeitzeugen“ mit Bürgervorsteher Bernd Kleinhapel versammelt.

meindehaus in Quickborn-Heide. Als Gratulant erschien Bürgervorsteher Bernd Kleinhapel, der die GrüÙe ein Geschenk und einen 50-Euro-Scheck der Stadt überreichte und sein ehrliches Interesse an der Arbeit der Zeitzeugen bekundete.

Ins Leben gerufen hatte Lemster die Gruppe 2002 und

fand damals zwölf interessierte Quickborner, die sich gern in gemütlicher Atmosphäre zum Austausch von Erinnerungen trafen. Darunter auch Stadtarchivar Jürgen Hähnke.

Seit einiger Zeit gehen die Zeitzeugen auch auf Geschichten-Suche außerhalb ihrer Gruppe. So entstand die Zusammenarbeit mit den Da-

na-Seniorenheimen. Lemster besucht diese regelmäßig. Sie erzählt selbst erlebte Geschichten und ermuntert die Heimbewohner, eigene Erlebnisse zu schildern. Einige dieser Erfahrungen werden ebenfalls zu Papier gebracht.

„Wer bei uns mitmacht, braucht nicht selbst schreiben zu können. Es findet sich im-

mer jemand, der die Erzählungen zu Papier bringt“, betont Lemster. Sie würde sich sehr über Zuwachs freuen. Die Zeitzeugen treffen sich jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat im Martin-Luther-Haus in der Zeit von 10 bis 12 Uhr, telefonischer Kontakt über Annemarie Lemster: (04106) 73345.

Die ZeitZeugenBörse Hamburg hat „Eltern“ (I. G. Schreiben und Lesen, Erzählcafé Niendorf) und inzwischen auch „Kinder“: Seit fünf Jahren gibt es die Gruppen in Eppendorf (ehrenamtliche Leitung: Richard Hensel, Gründerin Lieselotte Lamp) und Quickborn (s. o. Quickborner Tageblatt, September 2007), unter der Leitung von Annemarie Lemster.

Bevor ein Zeitzeuge zu Schülern geht, soll er sich mit dem eigenen Belastenden auseinandergesetzt haben, soll einschätzen können, wie und ob er darüber erzählen kann. Auch das ist eine Aufgabe der Erinnerungsarbeit in der Gruppe. Inzwischen sind einige Zeitzeugen der ersten Stunde nicht mehr dabei, erfreulich viele sind neu hinzugekommen. Willkommen sind uns noch immer neue und

unvoreingenommene Menschen für unsere Gruppen. Maria Beimel hat die Leitung vor langer Zeit abgegeben; Wiebke Johannsen hat uns danach vier Jahre lang als Historikerin begleitet, hat uns immer und immer wieder den Zusammenhang der subjektiven Erinnerungen mit der „großen“ Geschichte gezeigt und hat uns angehalten, zu schreiben, zu schreiben, aufzuschreiben. Ein Dank

auch an dieser Stelle beiden Historikerinnen, die unsere Tätigkeit so nachhaltig zum Positiven geprägt haben. Einen qualifizierten Nachfolger haben wir nun möglicherweise gefunden.

Wir wissen, dass unser Leben nicht ewig währt. Das unserer Zeitzeugen währt schon erstaunlich lang. Und deshalb haben wir uns daran gemacht, unsere schriftlichen Beiträge, unsere Besuche und Veranstaltungen in einer Datenbank mit einem externen Literaturdatenbankprogramm zu erfassen. Einen großen Teil der Erfassung haben wir abgeschlossen. Und so sind wir in naher Zukunft in der Lage, für uns selbst, für Historiker, für Forschungsarbeiten, für Journalisten, für Dokumentationen ganz schnell anzugesagen, zu welchen Themen wir persönliche Berichte unserer Zeitzeugen vorliegen haben, die wir anderen zur Einsicht überlassen können, zu nichtkommerzieller Nutzung.

Wir ergänzen so in vielen Details das, was beispielsweise das Deutsche Historische Museum mit seinen online-Berichten zur Deutschen Geschichte im „Lemo“, im lebendigen Museum online, bundesweit betreibt. Eine Reihe unserer Zeitzeugen liefert Berichte, die sie aufgeschrieben haben, von Zeit zu Zeit direkt an das Museum in Berlin. Zeitzeugnisse nicht vergessen zu lassen und sie für die Nachwelt und die Forschung verfügbar zu halten, mit dem Stand der Technik von heute, das ist der Sinn

unseres Datenbankprojekts.

Und Datenbank und Internet waren auch der Grund für eine der interessantesten Begegnungen, die wir als Hamburger Zeitzeugen hatten. 2005 meldete sich aus Australien der Sohn eines Air-Force-Bomberpiloten, Peter Skinner.

Sein Vater hatte 1943 die Angriffe auf Hamburg mitgeflogen und darüber Aufzeichnungen geschrieben. Die hatte der Sohn jetzt gelesen und das dringende Bedürfnis, mit Menschen zusammenzukommen, denen die Angriffe damals galten.



Der Sohn des Air-Force-Bomberpiloten, Peter Skinner und seine Tochter (beide rechte Seite) beim Austausch über Erlebnisse zu Luftangriffen in Hamburg, 2003.

So hatten wir mit Peter Skinner und seiner jungen Tochter bei ihren Besuchen in Hamburg unvergessliche Erlebnisse. Zeitzeugenarbeit verbindet, auch über Kriege und Nationen hinweg.

Carsten Stern, Claus Günther

15 Jahre „I. G. Schreiben und Lesen“ – Pionierarbeit

Als die Zeitzeugenbörse Hamburg ihre ehrenamtliche Arbeit aufnahm, gab es die „IG Schreiben und Lesen“ schon 5 Jahre. **Helene Bornkessel**, Gründerin der Gruppe, beschreibt, wie alles anfang.

„Wie hat es angefangen? Eigentlich in einem Altenheim. Es wurde viel von *Damals* geredet. Da tauchte das wertvolle Tagebuch von Frau Weiß auf. „*Von 1945-48 in Ostpreußischer Gefangenschaft*“. Ich hatte auch ein Buch geschrieben. Bald wagten wir unsere erste Lesung bei „Harburg liest“. In den „Harburger Nachrichten“ wurde positiv berichtet. Es folgten weitere Lesungen.

Bei der Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales (BAGS) fand unsere Gruppe Unterstützung. Wir durften an „Altentagen“ einen Infostand aufbauen und auch Lesungen abhalten. Das Interesse und die Gespräche am Stand über die Notwendigkeit unserer Arbeit machten uns Mut, weiter zu machen. Unsere Lesungen in Altenheimen waren zunehmend willkommen. Ein Lied zu Beginn der Lesung bewirkte oft, dass die Zuhörer mitgesungen haben. Sie fingen auch an, selbst zu erzählen, nachdem sie unsere Geschichte gehört hatten. Genau das hatten wir erreichen wollen.

Bei unseren Treffpunkten gab es oft Veränderungen. Wir trafen uns in den Räumen des Seniorenbeirates, der BAGS und bis heute im Seniorenbüro. Hier hat man uns schon einige Jahre „Asyl gewährt“. Auch dafür dürfen

wir besonders dankbar sein.

Im Seniorenbüro wurde 1997 die „ZeitZeugenBörse“ gegründet, mit der wir eng zusammenarbeiten. Auf Anfrage gehen wir als Zeitzeugen in Schulen, in welchen gerade die NS-Zeit durchgenommen wird. Die Schüler fragen: „Wie fing es an, wie habt ihr gelebt oder die Zeit erlebt, warum wart ihr in der Hitlerjugend, was habt ihr dort erlebt, was wusstet ihr über „KZs“, die Juden oder Sinti, und Vieles mehr. Diese Zeit der Naziherrschaft – 12 Jahre und mehr als vier Monate, eingeschlossen der Krieg und dann die Nachkriegszeit – hat jeder anders erlebt und berichtet das den Schülern. Auch unsere eigene Schulzeit während des Hitlerregimes interessiert die Jugendlichen von heute.

Wir haben Zeitzeugenberichte sowohl in politischen und historischen Archiven, als auch im Internet untergebracht.“

Ingetraud Lippmann hat die Leitung der Gruppe vor mehr als zwei Jahren von Helene Bornkessel übernommen und beschreibt die Arbeit der „IG Schreiben und Lesen“ heute.

„Frau Bornkessel und Frau Schleede haben ihr eigenes Buch geschrieben.

Einige Male waren wir mit einem Stand auf der Hamburger Seniorenmesse im CCH und in den Deichtorhallen. Die Reaktionen der Besucher, ob alt, ob jung, waren sehr positiv. So hieß es: „Das ist wichtig, macht weiter so.“ – „Das werden wir.“

Die Gruppe „I.G. Schreiben und Lesen“ leite ich jetzt seit Juni 2005, nachdem ich 1999 mit meinem Bericht über unsere Flucht aus Königsberg sehr nett aufgenommen wurde.

Inzwischen waren wir zu Lesungen in den beiden Sehbehinderten- und Blindenheimen, in Bürgervereinen und Kirchengemeinden. Unsere Gruppe hat mittlerweile einige Bücher zusammengestellt, wie z.B. *Weihnachtsgeschichten*, *Schulgesehichten*, *Schmunzelgeschichten*, *„Not macht erfinderisch“*, *Gemischte Geschichten und einen Gedichtband*.

Per Internet kommen Nachfragen zu bestimmten Themen von Studenten aus den USA, der Schweiz oder Schweden. Auf Wunsch treffen wir uns zum Gespräch mit Gästen im Seniorenbüro. Nach wie vor ist die

Nachfrage der Schulen nach Zeitzeugen sehr groß, meistens über Internet. So kann auch unsere Gruppe I.G. Schreiben und Lesen jetzt nicht mehr auf das moderne Medium verzichten.

Zum 15-jährigen Jubiläum gilt mein Dank den Gründern der Gruppe, Frau Bornkessel, Frau Schleede und Herrn Haß. Außerdem ein herzliches *DANKE* sage ich allen aus unserer Gruppe, die manchmal eine beschwerliche Fahrt zu unserem Treffen jeden letzten Dienstag im Monat auf sich nehmen.

Ich wünsche uns, dass uns das Glück beschert wird, in eine weite Zukunft hinein zu arbeiten. Ein Zitat sagt: *„Es wurde ein Fenster geöffnet“*

Ich hoffe, es gelingt uns, noch viele weitere Fenster zu öffnen.“



Die „I. G. Schreiben und Lesen“ im Sommer 2007

Der Videograph Gunter Cornehl begegnet den Zeitzeugen

Im Rahmen meiner neuen freiberuflichen Arbeit als „Videograph“ stoße ich im Sommer 2006 beim Recherchieren im Internet auf die Begriffe Erzählcafé und Zeitzeugenarbeit und bin wie elektrisiert. In Hamburg gibt es seit etlichen Jahren eine aktive Gruppe von Menschen der Jahrgänge 1920–1942, die gemeinsame Erinnerungs- und Erzählerarbeit leisten und als Zeitzeugen in Schulen und andere Institutionen gehen.

Anders als so viele Vertreter meiner Elterngeneration setzen sie sich bewusst mit dem Nationalsozialismus und ihrer darin eingebetteten persönlichen Lebensgeschichte auseinander und wollen zu einem neuen verständnisvollen Austausch zwischen den Generationen beitragen.

In einem ersten Gespräch im Juni 2006 mit Ulrich Kluge, dem Leiter des „Seniorenbüro Hamburg e.V.“, unter dessen Dach die „ZeitZeugenBörse Hamburg“ agiert, wächst schnell die Idee, eine Videodokumentation über die Zeitzeugenbörse auf DVD herzustellen. Authentische Aussagen über persönlich Erlebtes der Zeitgeschichte in einer „natürlichen“ Erzählsituation vor der Kamera für die Nachwelt festzuhalten ist eine große Chance. Wie lange werden überhaupt noch Zeitzeugen am Leben sein, die über die 20er, 30er und 40er Jahre persönlich Auskunft



Der Videograph Gunter Cornehl

geben können? Und ist es nicht so, dass wir nur über die persönlichen Berichte direkt erlebter und erlittener Lebensgeschichte, historische Entwicklungen überhaupt erst emotional begreifen, aus der Geschichte lernen können?

In der Folge besuchen Claudie Pront und ich im Oktober und November 2006 einige Male die Koordinationsgruppe der Zeitzeugenbörse in den Räumen des Seniorenbüros. Wir stellen unser Projekt vor und lernen uns kennen. Vor allem lernen wir den Umfang und die Themenvielfalt der Arbeit kennen, die in den ganzen letzten Jahren von den Zeitzeugen geleistet worden ist.

Konstituiert 1997 und entwickelt

unter der Leitung der Historikerin Maria Beimel gibt die ZeitzeugenBörse seit September 1998 regelmäßig das Mitteilungsblatt ZEITZEUGEN heraus. Neben dem Organisatorischen finden sich hier Angaben über Aufgaben und Ziele, Berichte über die Besuche an Schulen und vieler anderer Aktivitäten der Gruppe, vor allem aber die vielen Erlebnisberichte und Erzählungen zur eigenen Lebensgeschichte der Zeitzeugen, die Produkte und Ergebnisse der aktiven gemeinsamen Erinnerungsarbeit.

Die Vielfalt, Dramatik und persönliche Betroffenheit ist beeindruckend. Wie haben die Menschen um ihr Überleben kämpfen müssen und welche Lösungen haben sie immer wieder gefunden! Welchen Mut, welche Entschlossenheit und welche Ausdauer haben nicht selten Frauen und Kinder in ihrem dramatischen Lebensalltag entwickelt. Trotzdem haben Humor und feine Ironie auch ihren Platz in den Geschichten, nur so wird manches überhaupt erträglich.

In dem Buch „Zeitzeugen schreiben Geschichte(n), 1932-1952“, 2003 herausgegeben von Seniorenbüro/ZeitZeugenBörse Hamburg, sind diese Geschichten eindrucksvoll, nach thematischen Schwerpunkten zusammengestellt. (Bezug: siehe www.seniorenbuero-hamburg.de).

Nach welchen Kriterien aber soll im Film eine Auswahl getroffen werden? Welche Geschichten, welche



Claus Günther (o.) präsentiert das neu erschienene Buch der ZeitZeugenBörse (s. u.), Okt. 2003.



Elemente daraus, welche Themen, welche Zeitphasen und schließlich welche von den über 50 Personen sollen die Erzähler/innen sein? Wir diskutieren gemeinsam. Der Rahmen

und das kleine Budget des Films geben das Weitere vor. Zum 10-jährigen Bestehen soll die Arbeit der Zeitzeugenbörse vorgestellt und gewürdigt werden, auf einer DVD mit ca. 100 Minuten Spiellänge. 10 aktive Mitglieder der Gruppe sind die Erzähler/innen und stehen exemplarisch für die Arbeit der Zeitzeugenbörse. Die Themen werden nicht inhaltlich oder nach historischen Phasen ermittelt. Sie ergeben sich nach der persönlichen Motivation der Zeitzeugen:

Was liegt mir nach meiner ganzen persönlichen Erinnerungsarbeit, der Arbeit als Zeitzeuge heute am meisten am Herzen? Was möchte ich gern anbringen und erzählen?

Heraus kommt eine Vielfalt an

Themen, die letztlich die gesamte Zeit der 20er bis 60er Jahre betrifft, mit einem besonderen Augenmerk auf die Schul- und Erziehungsthemen und der persönlichen Eingebundenheit darin.

Mit großer Spannung und Freude erleben wir die laufenden Dreharbeiten. Claudie Pront ist als Französin während der Interviews eine ideale Gesprächspartnerin der Zeitzeugen, vertritt sie doch nicht nur eine andere Generation, sondern auch eine andere Kultur und kann dadurch mit ihrer Fragehaltung als Externe eine erfrischende neue Sicht einbringen. Die DVD ist im Herbst 2007 für die Feier des 10-jährigen fertiggestellt: „10 Jahre Zeitzeugenbörse Hamburg“

Hamburg, im Oktober 2007

Nach einer einführenden *Bilanz* (13min) der bisherigen Arbeit mit einem Ausblick auf zukünftige Aufgaben erinnern sich in Im Hauptteil *Zeitzeugen erzählen* (74 min) sechs Zeitzeugen an früher. Die Themen reichen von Schule und Erziehung in den 20er, 30er und 40er Jahren, von der Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges bis zum Aufbruch in den 50ern und den bewegenden Schilderungen zum Fall der Berliner Mauer. In *Zeitzeugen machen Schule* (27min) berichten Zeitzeugen in der Praxis Schölerinnen und Schöler über ihre Wahrnehmung der Machtergreifung Hitlers, ihre Lebensgeschichte im Krieg und im Nationalsozialismus und schildern, wie sie das Kriegsende erlebt haben. Die Interviews in *Zeitzeugen erzählen* und die Themen in *Zeitzeugen machen Schule* sind im DVD-Menü einzeln aufrufbar.

10 Jahre ZeitZeugenBörse Hamburg
www.videographie.eu



©2007 by Seniorenbüro Hamburg e.V. und Gunter Corneli – Alle Urheber- und Leistungsschutzrechte vorbehalten, keine unerlaubte Vervielfältigung und Aufführung

Die „ZeitZeugenBörse“ ist ein ehrenamtliches Projekt des Seniorenbüro Hamburg, Steindamm 87, 20099 Hamburg, Tel. 040 30 39 95 07
www.seniorenbuero-hamburg.de




10 Jahre ZeitZeugenBörse Hamburg

VIDEO DVD

1. Eine Bilanz
2. Zeitzeugen erzählen
3. Zeitzeugen machen Schule

Die DVD „10 Jahre ZeitZeugenBörse“ erscheint im November 2007. DVD und Buch „Zeitzeugen schreiben Geschichten“ sind zum Selbstkostenpreis im Seniorenbüro Hamburg e.V., Steindamm 87, 20099 Hamburg zu beziehen. Genauere Informationen zum Bezug der beiden Veröffentlichungen finden Sie aktuell unter www.seniorenbuero-hamburg.de/zeitzeuarch.htm. Oder einfach anfragen unter senioren1@aol.com, bzw. Tel. 040-30 39 95 07.

„Schulen pflastern ihren Weg...“ Auflistung der Schulbesuche Hamburger Zeitzeugen

Die Zeitzeugen der ZeitZeugenBörse Hamburg gehen auf Anforderung in Schulen, um erlebte „Geschichte von unten“ zu vermitteln und sich (im Regelfall zu zweit) den Fragen der jüngeren Generation zu stellen.

Bislang wurden **mehr als 100 Schulklassen besucht**; die meisten in Hamburg, aber auch in Schleswig-Holstein, Niedersachsen und weit darüber hinaus.

Häufig laden Lehrer mehrerer Parallelklassen ein oder es finden Projekttag statt, an denen bis zu 10 Zeitzeugen gleichzeitig eine Schule besuchen. Außerdem existieren viele weitere Kontakte zu anderen Gruppen, Anfragen von Medien, Interviews etc., so z. B. auch zweimal die Einladung von Zeitzeugen anlässlich eines Seminars für eine Gruppe angehender HistorikerInnen.

Alle Schulformen haben uns kennen gelernt: Gymnasium, Hauptschule, Gesamtschule, Realschule, Berufsschule, Fachschulen, und auch in der Grundschule haben wir erzählt, über den Schulalltag von gestern und vorgestern.

Wir sind den Anfragen bis in das Hamburger Umland gefolgt – gern sind die Schulen bereit, uns Zeitzeugen vom Bahnhof abzuholen. Und gern haben wir Schüler für Projektarbeiten in der Schule besucht – oder Schüler sind zu Zeitzeugen in deren Wohnung zum Interview gekommen.

Ein Dankeschön an die vielen Schulen und Lehrer, die sich die schöne und zusätzliche Arbeit gemacht haben, sich und die Schüler mit lebendiger Geschichte zu konfrontieren – das soll diese Auflistung der Schulen vermitteln, die wir im Laufe der Jahre besucht haben. Und wenn sie nicht ganz vollständig ist, so bitten wir um Nachsicht: 10 Jahre sind eine lange Zeit...

Das Erkennen war schmerzhaft

Hauptschüler erfragten sich ein Stück deutscher Geschichte

Es war der Versuch junger Leute, die Ereignisse des Dritten Reiches von Hitlers Machtergreifung bis zum Holocaust nachzuvollziehen: Mooreger Schüler unterhielten sich mit Zeitzeugen.

Von Claudia Ellersiek

Mooreger, Manfred Köhne (74) und Walter Schmidt (75) wissen, was die Jugendlichen, die vor ihnen sitzen, interessiert. Wie war Hitler, wollen sie wissen, oder auch, ob die bes-

sen Fragen kontrolliert werden, immer und immer wieder. Auch im Klassenzimmer der 9b in der Mooreger Hauptschule. Im Besuch ist quasi der Höhepunkt des Projektes „Nationalsozialismus“, mit dem sich die Schüler beschäftigen und manches Mal auch schwer getan haben. Köhne und Schmidt können keineswegs gut vorziehen, vieles sei schließlich nur aus der Zeit heraus zu erklären, sagt Manfred Köhne. Und Zeitgeist lässt sich nun mal schwer vermitteln.

Aber sie versuchen es, auch in Mooreger, denn der Kampf gegen das Vergessen ist für sie fast schon eine Mission. Des-

uns Überleben, der manchmal keinen Platz für Sorgen um den Nachbarn ließ.

Manfred Köhne und Walter Schmidt, koordinierten ihre jungen Zuhörer mit Sätzen wie „Wir haben Hitler verehrt, er war unser Ideal“, um anschließend zu erklären, daß er die Jugend schließlich ernst genommen habe. Das war nicht üblich in deutschen Familien vor 1945. Aber auch der schmerzhafteste Prozess des Erkennens nach der Befreiung durch die alliierten Truppen, die Weigerung des Kopfes, Folter und Vernichtung. In Arbeits- und Konzentrationslagern zu stehen, sind Themas für die lech-

Sie kämpfen gegen das Vergessen mit ihren ganz individuellen Geschichten und Erlebnissen: Walter Schmidt (links) und Manfred Köhne.

Foto: Ellersiek

den Senioren Hall empfinden, wenn sie an die Ereignisse zurückdenken, die wie ein dunkler Schatten über der Erinnerung an ihre Jugendjahre liegen. Und dann natürlich die Frage aller Fragen: Was haben sie, die Herren Köhne und Schmidt, gewollt über die Judenvernichtung und damit das erste schreckliche Kapitel deutscher Geschichte.

Die beiden Senioren antworten geduldig, wenn sie mit die-

halt haben sie sich der Seniorengemeinschaft „Zeitzeugen“ angeschlossen, die vor der Harburgstadt Hamburg gebildet und unterstützt wird. Deshalb erzählen sie auch von ganz anderen Dingen als Militärstrategien, Luftangriffen und Propaganda. Über die Struktur der Familien berichten sie, über die Schule während der Zeit des Nationalsozialismus, über fehlende Informationsmöglichkeiten und den täglichen Kampf

den Hamburger Senioren. Dagegen verblähte darin sogar die Erinnerung an angesetzte Minuten, als 1000 Kampfplatteneugen den Himmel über dem jungen Manfred Köhne verunkelbten.

Am Ende der zwei Stunden konnten die Mooreger Hauptschüler das Plakat eines Nationalsozialisten wohl nicht besser verstehen, aber die Einstellung der damaligen Jugend nachvollziehen.

Die besuchten Schulen im Überblick

(Stand: November 2007):

GESAMTSCHULEN (GS): Am Heidberg • Bahrenfeld • Benzenbergweg • Blankenese • Fischbek • Geschwister-Scholl • Harburg • Horn • Goethe • Ida-Ehre • Jahn • Kirchdorf • Max-Brauer • Mümmelmansberg • Peter-Petersen • Rudolf-Ross.



Ingetraud Lippmann, Lore Bünger und Fritz Schleede im Gespräch mit Schülern eines Schulprojektes aus der Schweiz, April 2007.



Marianna Feldbauer und Avner Gruber bei einem Besuch in der Gesamtschule Kirchdorf-Süd, 1999.

GRUND-, HAUPT- u. REALSCHULEN (GHR): Adendorf bei Lüneburg • Beim Pachthof • Großhansdorf • Sinstorf • Hauptschule Lüneburg • Hohe Luft • Iserberg • Jan-Valkenburg-Straße • Kath. Realschule St. Marien • Lämmerstieth • Ludwigstraße • Moorrege • Luruper Hauptstraße • Weusthoffstraße.

GYMNASIEN (GY): Am Heidberg • Carl-Jakob-Burckhardt, Lübeck • Christianeum • Corveystraße • Dörpsweg • Friedrich-Ebert • Goethe • Hansa • Heinrich-Heine • Kurt-Körber • Lerchenfeld • Lise-Meitner • Matthias-Claudius • Ohmoor • Osterbek, Förderschule: jugendl. Aussiedler aus Kasachstan • Rissen • Wirtschafts-GY Gropiusring.

SONSTIGE: Altenpflegeschule Altona (Umschüler) • Berufliche Schule des Kreises Segeberg in Norderstedt • Berufsfachschule Gesundheit, Pinneberg • Berufsmaturitätsschule Winterthur (Schweiz [= Interviews]) • Bildungszentrum für Gesundheitsberufe, Eiffestraße • Förderschule Brucknerstraße • Gesundheits-Schule St. Georg • Johanniskirche Altona, „Anne Frank“ (Ausstellung, 2003): 8 Termine mit Gymnasial- u. Gesamtschulklassen • Jugendclub Osdorf • Krankenpflege-Schule Großsand • Staatliche Regelschule J.C. Fuhlrott, Leinefelde.

Zusammenstellung: Claus Günther

24 Zeitzeugengeschichten

Der Umzug in die neue Wohnung

(1929)

Von der Rothenbaumchaussee 144, einer Villa, die wir in der ersten Etage und dem Dachgeschoß bewohnten, zogen wir in die Sierichstr. 154.

Meine Schwester war geboren worden. Wir brauchten mehr Wohnraum. Zur Besichtigung der neuen Wohnung durfte ich meinen Vater begleiten. Ich hatte so eine Wohnung noch niemals gesehen.

Die Wohnung hatte eine Zentralheizung. Ich kannte nur Kachelöfen, die nicht in allen Räumen standen. Das Badezimmer war gekachelte, hatte eine weiße Badewanne, eine Dusche und ein großes Waschbecken. Alle drei Dinge waren mit je einem kalten und warmen Wasserhahn ausgestattet.

Ich kannte nur unsere kupferfarbene Wanne, an die ein runder Ofen angeschlossen war, den man mit Brikkett heizen musste, wenn man baden wollte, und aus dem kleinen Hahn am Waschbecken kam nur kaltes Wasser.

Der Fußboden hatte Linoleumbelag, wie die ganze Wohnung. Hier hatten alle Räume helle Parkettfußböden. Zur Küche gab es einen Gasherd und eine Spüle mit zwei Abwaschbecken. Ich kannte nur einen Kohlenherd, und zum Abwaschen zog man aus dem Küchentisch eine Lade, in der zwei große Schüsseln

steckten. Aber für mich 8-Jährige war die größte Attraktion die Müllkippe im Treppenhaus und der Fahrstuhl.

Ich war so beeindruckt von all diesen Neuigkeiten, dass ich nichts Eiligeres zu tun hatte, als dies andern tags in der Klasse lauthals zu verkünden. Die Kinder staunten und wollten es kaum glauben. Ich kam so richtig in Fahrt beim Erzählen. Darüber kam unsere Lehrerin hinzu. Nach einer kurzen Weile kam sie auf mich zu und sagte: „Komm mal einen Augenblick mit vor die Tür.“

Und da hielt sie mir einen kleinen Vortrag. Sie sagte: „Wir haben 26 Kinder in der Klasse. Davon bist du die einzige, die das Glück hat, in einer so eleganten Wohnung zu wohnen. Die Eltern der anderen Kinder können sich solchen Luxus nicht leisten, weil sie nicht das Geld haben, solche Wohnung zu bezahlen. Wenn jetzt die Kinder diese Geschichte zu Hause erzählen, macht das böses Blut. Sie könnten schnell neidisch auf dich werden und nicht mehr mit dir spielen wollen und dich isolieren. Das willst du bestimmt nicht. Mit Reichtum prahlt man nicht. Das musst du dir merken. Hast du das verstanden? So etwas tut man nicht!“

Lieselotte Lamp

Kindheit auf dem Bauplatz – so war es um 1930

Neben unserem Wohnhaus in Farmsen lag der große Bauplatz, der für uns Kinder ein großer Abenteuerplatz war. In der Garage stand unser erstes Lastauto. Wer kann sich heute so ein LKW-Schnauferl aus dem Jahr 1925 vorstellen? Es hatte Hartgummireifen, die Fahrerkabine sah aus wie ein Mini-Wochenendhaus, und es hingen sogar Gardinen hinter den Fenstern des Beifahrers. Die seitlich angebrachte Hupe glich einem Posthorn und der Kühler dem Maul eines Düsenjets.



Ein Arbeitsmann, Chauffeur und Beifahrer 1925 vor dem „LKW-Schnauferl“.

Unser Bauhof war für meine Freunde und mich der schönste Spielplatz. Jeder neue Besucher wurde erst mal auf den Dachboden der Garage gelotst, wo zwei große Kuhköpfe aus Metall unter den Giebeln hingen, die vom Abbruch eines alten Kuhstalls auf dem Farmsener Gutshof stammten. Danach wurden dort oben die Gerätschaften für unsere Maurer und Steinträger inspiziert.

Maurerkellen, Wasserwaagen, Schaufeln, Eimer, Spitzhacken, Tröge usw., alles geordnet und abrufbereit für unsere Leute am Bau.

Herr über Bauplatz und Garage war unser Bauvize, Hermann Fiegel, den ich sehr verehrte. Und als ich als Fünfjährige mit meinen Eltern vor dem Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald stand, rief ich begeistert: „Das ist das Hermann-Fiegel-Denkmal“. Na ja, eine gewisse Ähnlichkeit war wohl vorhanden, besonders wenn Fiegel mit erhobener Schaufel einen Verehrer unserer Hündin Wully vom Platz vertrieb.

Neben der Aufsicht über Baumaterial, ordentlicher Lagerung, An- und Auslieferungen hatte Hermann aber noch andere Aufgaben. Wir Kinder sahen ihm andächtig zu, wenn er Gehwegplatten herstellte: Zement, feiner Sand, Kalk und Wasser wurden in einem großen Bottich angerührt – wie beim Kuchenbacken.

Hermann legte einen verstellbaren Eisenrahmen auf eine Holzpalette, schaufelte von dem Baggermatsch so viel hinein, dass der Rahmen gut gefüllt war, fuhr dann mit der Maurerkelle über die Masse, bis die Oberfläche glatt war. Die Kelle wurde in Wasser getaucht, und er strich nochmals liebevoll über die Fliese, die dann glänzte, als läge eine feine Wachsschicht darüber. Der Rahmen

wurde vorsichtig abgenommen und die Fliese auf der Palette zum Trocknen gestapelt. Nach einiger Zeit waren die Fliesen dann steinhart und fertig zum Verlegen.

Beliebt war besonders für meine Freundin Gisela und mich das Versteckspielen, wenn Besuch von auswärts kam, denn wir hatten ein bombensicheres Versteck – das Arbeiterklo neben Fiegels Schuppen. Wenn die Gäste uns suchen mussten, standen wir auf dem Klodeckel, lugten durch das Herz in der Tür und lachten uns halbtot, wenn die Sucher in alle Winkel und hinter alle Stapel guckten und dann ratlos umherirrten.

Eine Ecke des Bauplatzes wurde uns Kindern zum Höhlebauen überlassen. Wir gruben etwa $\frac{1}{2}$ m tief, über die aufgeworfene Erde legten wir Bretter, von denen es auf dem Platz genug gab, und Hermann spendierte uns nicht nur ein großes Stück Dachpappe, sondern als Clou noch einen alten Ofen mit langem Rohr, den wir richtig beheizen konnten. Die Jungens zogen mit Pfeil und Bogen los, um Hasen zu erlegen, hatten zum Glück aber nie Erfolg. Zum Trost kochten wir Kakao und pulten Körner aus ein paar geklauten Weizenähren von Bauer Behns Acker.

Im Laufe der Jahre wurde die Garage um zwei Anbauten erweitert, es wurden moderne Lastwagen angeschafft. Oft warteten wir Kinder, bis die Laster abgestellt und Chauffeur und Beifahrer gegangen waren. Dann ging es rauf auf die Ladeflä-

chen und aufs Dach des Fahrerhäuschens.

Ab und zu waren Laster rund Anhänger beladen mit den schönen rotblauen Klinkern, die in der Ziegelei von Johannes R. Bartels in Cranz hergestellt wurden. Mit eigenen Schuten brachte die Firma Bartels die Mauersteine nach Hamburg, und unsere Laster brachten sie vom Kai zur Baustelle.

Diese Klinker sind noch heute zu bewundern an mehreren Schulen, die mein Vater im Auftrag unseres berühmten Architekten, Fritz Schumacher, bauen ließ; darunter das Gymnasium in Volksdorf, die Schulen Berne, Caspar-Voght-Straße und zwei weitere in Barmbek. Fritz Schumacher hinterließ Hamburg mit seinen großzügigen, damals topmodernen Schulen und vielen hervorragenden öffentlichen Bauten in seiner typischen Klinkerbauweise wahre Schmuckstücke der Baukunst.

Auf dem Bauplatz wurde der Betrieb immer lebhafter. Hermann Fiegel bekam einen kleinen Betonmischer, und für unsere Laster schaffte mein Vater eine eigene kleine Tankstelle an. Wir Kinder wuchsen heran, saßen länger bei unseren Schularbeiten und stürmten danach in die weitere Umgebung.

Diese freie, ungezwungene Kindheit hat mein Leben geprägt. Trotz des vielen Auf und Ab im Laufe der Jahre bin und bleibe ich Optimist.

Lore Bünger

Bröses Laden

30er Jahre

Meine Schulzeit verbrachte ich in Berlin-Lichtenfelde, wir wohnten in einem der südwestlichen Vororte. In unserer Straße gab es einen sogenannten Kolonialwarenladen, in dem fast alle Lebensmittel für die Familie eingekauft wurden. Der Name des Kaufmanns war Bröse, also hieß es oft: „Spring' mal schnell zu Bröse und hole dies oder das!“

Meine Mutter führte für den Einkauf in diesem Laden eine Kladde. Ich sehe sie noch heute vor mir, mit blauem Wachspapier eingebunden, liniert und auf jeder Seite mit einem langen, senkrechten Strich versehen, der gerade genug Platz ließ für den Preis. In dieses Heft schrieb meine Mutter mit ihrer schönen gestochenen Schrift Zeile für Zeile die gewünschte Ware und die Menge, ebenso das Datum des Tages. Dann zog entweder unser Hausmädchen oder eines von uns Kindern mit einem großen Korb und dieser Kladde los zu Bröse. Alles Gewünschte wurde von ihm oder seiner Frau in den Korb gepackt und sorgfältig jeder Preis eingetragen; zum Schluss dann, unter einem kräftigen Strich, der akkurat mit einem Lineal gezogen wurde, die Endsumme errechnet und aufgeschrieben.

Abgerechnet wurde nur einmal im Monat und zwar von meiner Mutter, die zu diesem Behufe, bewaffnet mit ihrem großen Haushaltssportemonnaie, höchst persönlich zu Bröse ging, bezahlte und bei dieser Gele-

genheit sich über das aktuelle Sortiment und neue Angebote informierte.

Wenn ich an diese Zeit und Bröses Laden zurückdenke, habe ich sofort die Vorstellung von einem ganz unbeschreibbaren Duft in der Nase, halb verlockend und angenehm, und doch auch wieder nicht. Denn es roch ja nicht nur nach Kaffee und Kakao, fruchtigen Säften in hohen Glasgefäßen, Marmeladen, Mus und Honig in offenen Steintöpfen, geräucherten Würsten und Schinken, Käse, frischem Brot und vielen Gewürzen wie Zimt, Pfeffer und Muskat, sondern darein mischte sich der starke Geruch von Sauerkraut, sauren Gurken, Salzheringen und Grüner Seife, die in großen Fässern aufbewahrt wurden.

Natürlich gab es auch ein schönes Glasgefäß voller bunter Bonbons, aus dem sich jedes Kind sein Lieblingsleckerli angeln durfte.

Milch, Brötchen, frische Eier und Butter wurden übrigens ins Haus gebracht. Fischläden gab es zu der Zeit in Berlin fast keine, dafür aber sehr gute Schlachter. Kartoffeln, Möhren, Kohl, Sellerie, Petersilienwurzeln, Meerrettich, Zwiebeln und Winteräpfel wurden von Bauern aus dem Hannoverschen auf Bestellung im Herbst mit Pferdewagen nach Berlin gebracht und im Keller eingelagert. Obst aß man jahreszeitgemäß aus dem Garten. Himbeeren, Brombeeren und Blaubeeren pflückte die Familie auf Spaziergängen im Wald,

ansonsten wurden Obst und Gemüse auf dem Markt gekauft, den Gärtner und Bauern aus dem Umland belieferten.

Ach ja, und das Schönste in Bröses Laden war für uns Kinder der bewegliche Ständer aus Metall, am Ende der Theke stehend, an dem viele, viele Tüten in allen Größen hingen, auf Bindfäden aufgefädelt, meist spitz und weiß und mit blauen Sternchen bedruckt.

Und jedes Mal, wenn Bröse oder seine Frau aus einer der großen Schubladen voll Mehl, Zucker, Salz, Haferflocken, Gries, Rosinen oder Mandeln etwas in eine Tüte einfüllen wollte, wurde diese – schwupps – schwupps – vom Bindfaden abgerissen; dadurch setzte sich dann der Ständer wie ein Karussell in Bewegung, und alle Tüten tanzten und wirbelten an ihren Fäden schwungvoll im Kreis – unvergesslich!

Eva Emskötter

Machtübernahme an meiner Schule (1933)

In meiner Klasse kamen schon 1932 einige Jungen in HJ-Uniform in die Schule. Andere trugen Abzeichen der SPD oder KPD. Bis der Lehrer kam, gab es morgens heftige politische Grölereien. „Partei politik ist in der Schule verboten!“, rief der Lehrer dazwischen und der Unterricht begann.

Am Tag nach der Machtübernahme begann der Schulleiter den Unterricht. „Wir haben heute einen denkwürdigen Tag. Adolf Hitler ist Reichskanzler geworden. Prägt euch diesen Tag gut ein. Ihr werdet noch lange daran denken.“ Es gab schulfrei.

Ich konnte mir einen Schlitten borgen und den Tag am Voßberg nutzen. Wir hatten reichlich Schnee, Raureif und einen blauen sonnigen Himmel. Danach wurden nur noch gemeinsame Parolen gesprochen und

Nazilieder gesungen. Dass der Vater des Kommunisten abgeholt wurde, flüsterte sich herum.

Zum 1. Mai sollten wir einen Aufsatz schreiben. Der sollte aber nichts mit der Natur zu tun haben. „Ihr dürft auch Sätze aus den Zeitungen verwenden“, verkündete der Schulleiter.

Aufsätze waren nicht mein Fall, und eine Zeitung hatten wir und mehrere Nachbarn auch nicht. Eine Straße weiter bekam ich dann eine Zeitung. Da stand in großen Lettern beschrieben, wie aus dem ehemaligen Kampf tag ein Feiertag für die Arbeiter wurde. Ich schrieb einige Sätze ab und fand als Schlusssatz: „Vaterland, in tausend Jahren kam dir solch ein Frühling kaum.“ Nach einigen Tagen bekamen wir die Arbeit zurück. Mein Aufsatz wurde als erster vorgelesen und war vom

Schulleiter mit einer „1“ benotet worden. Ich war stolz: Es war die erste „1“ in meiner Schulzeit, außer im Turnen.

Hinterher wurde ich von den Klassenkameraden dafür gerügt. Auch als ich meine „1“ stolz im Familienkreis und bei Nachbarn zeigte, wurde ich gerügt. Ich verstand es nicht, der Schulleiter war doch zufrieden...

Im Sommer organisierte der Schulleiter dann noch einen Ausflug. Mit Lastwagen ging es nach Lübeck und Travemünde. Hierfür brachten die Hitlerjungen mit Begeisterung Hakenkreuzfahnen gut sichtbar am Wagen an. Naziparolen grölend, kamen

wir von der Fahrt zurück. Etliche Eltern waren entsetzt. Der Schulleiter wurde bald an eine große namhafte Schule versetzt. Diese bekam den Namen „Hermann-Göring-Schule“.

Von dort kam ein unscheinbarer Schulleiter zu uns an die Dorfschule Tonndorf. Ihm wurden viele Schwierigkeiten gemacht, vor allem von den Hitlerjungen. Er ließ sich selten aus der Ruhe bringen. Einige Jahre nach dem Krieg erfuhr ich, dass es eine Strafversetzung war. Der unscheinbare Schulleiter kam 1945 an seine alte Schule zurück. Wo ist der andere geblieben?

Helene Bornkessel

Das „Dritte Reich“ machte uns arm und ärmer

(1933-1937)

1931 hatten meine Eltern ihr Genossenschaftsguthaben so weit angespart, dass wir nach Barmbek-Nord in eine moderne 2 1/2 –Zimmer-Wohnung umziehen konnten – mit Etagenheizung und fortschrittlich eingerichtetem Waschhaus. Mein fünfjähriger Bruder und ich, gerade ein Jahr alt, bekamen ein eigenes Zimmer und unseren Spielplatz gleich im Hof des Wohnblocks.

Unser leider nur kurzes Glück endete abrupt mit der Machtergreifung durch die NSDAP. Der Verkündung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums im April 1933 folgte für meinen Vater die

fristlose Entlassung. Als engagierter Sozialdemokrat hatte er sich gegen die heraufziehende Diktatur vergeblich zur Wehr gesetzt.

Zwar besserte mein Vater seine Arbeitslosenunterstützung als „Kegeljunge“ auf (es gab damals noch keine „vollautomatischen“ Kegelbahnen), doch für die höhere Wohnungsmiete reichte es trotzdem nicht. Selbst eine genossenschaftliche 2-Zimmer-Wohnung wäre zu teuer gewesen. Dennoch konnten wir in eine nur 2 Treppenhäuser weiter liegende 2-Zimmer-Wohnung umziehen, welche uns die Baugenossenschaft verbilligt überließ. Die Außen-

wände der nach Nordost liegenden Eckwohnung hatten aber nicht nur feuchte, sondern im Winter mit Eisblumen bedeckte Wände.

1936 wurde mein Bruder für den Besuch des Gymnasiums vorgeschlagen. Aber wie hätte das Schulgeld aufgebracht werden können? So besuchte er schließlich den Oberbau, wie auch ich später.

1937 hatte mein Vater eine einjährige KZ-Haft zu verbüßen, doch fand er im Herbst 1938 wieder Arbeit, wenn auch nur als Aushilfsangestellter. Der Grund: Als Folge des zunehmenden Wehr- und Reichsarbeitsdienstes wurden Arbeitskräfte immer

rarer, so dass die politische Überzeugung meines Vaters nun kein Hinderungsgrund mehr war.

„Aber arme Leute sind wir nicht“, stellte mein Bruder eines Tages fest. Wir waren nämlich stets ordentlich gekleidet. Das war den Nähkünsten meiner Mutter zu verdanken, die aus abgelegten und uns überlassenen Kleidungsstücken immer wieder kleine Wunder zauberte.

Was uns während des „Dritten Reiches“ trotz aller Diskriminierung verblieben war, wurde schließlich während der Bombennächte 1943 ein Raub der Flammen.

Dr. Reinhold Bengelsdorf

Die Lebensmittelkarte

(1939-1945)

Mit Beginn des 2. Weltkriegs bekamen alle deutschen Volksgenossen (so wurden wir damals genannt) eine Lebensmittelkarte und eine Kleiderkarte. Außerdem gab es für besondere Anschaffungen, wie z.B. Kohlen für den Winter oder ein Verdunklungsrollo, Bezugscheine.

Die Lebensmittelkarte wurde immer für einen Monat ausgegeben und zwar für jedes Familienmitglied eine einzelne Karte. Ein weiteres Kriterium war die Menge der zugeteilten Lebensmittel. So erhielt ein Schwerarbeiter (das waren Leute, die in der Rüstungsindustrie arbeiteten) mehr als jemand, der eine Bürotätigkeit ausübte.

Die Farbe der Karte änderte sich

jeden Monat. Die nicht eingelösten Marken wurden mit dem 1. Tag des neuen Monats ungültig. Es war bei schwerster Strafe verboten, gegen diese Bestimmungen zu verstoßen. Selbst wenn man den Kunden sehr gut kannte, war die Gefahr zu groß, dass ein anderer Kunde im Geschäft, der dieses beobachtete, als treuer Parteigenosse sofort Anzeige erstatten würde.

Ich will hier, da meine Eltern eine Bäckerei hatten, etwas über die Brotmarken berichten. Die Brotmarken befanden sich auf der Karte (nebenbei: es war keine Karte, sondern ein Papierbogen in der Größe eines DIN A4-Blatts) auf der linken Seite und waren unterteilt in 1000

gr., 500 gr., 100 gr. und 50 gr. Wenn man z. B. 3 Brötchen á 50 gr. kaufen wollte, musste der entsprechende Preis gezahlt werden, und zusätzlich wurden von der Karte eine Marke á 100 gr. und eine Marke á 50 gr. abgeschnitten. Die Marken hatten neben der Gewichtsangabe auch eine unterschiedliche Größe. Eine 50 gr. Marke ca. 10 mm in Länge und Breite, während eine 1000 gr Marke ca. 20 mm breit und 30 mm lang war. Die anderen Größen lagen dazwischen. So mussten also diese Markenabschnitte, genauso wie das Geld, getrennt in einer Lade oder in einem Karton mit mehreren Fächern aufbewahrt werden.

Mehrmals in der Woche wurden die Marken dann auf Zeitungspapier geklebt, und zwar säuberlich getrennt nach den aufgedruckten Gewichtswerten. Auf jeden Bogen kamen bis zu 20 Marken in der Länge und in

der Breite. In der Anfangszeit mussten die Bäcker den notwendigen Kleister aus Mehl und Wasser selbst herstellen. Später gab es dann einen Leim zu kaufen. Alle 10 Tage wurden diese Bögen zum Ernährungsamt gebracht, und dort erhielt der Bäcker dann einen Bezugschein für das Mehl, um weiter produzieren zu können.

Die dem Bäcker zur Verfügung gestellte Mehlmenge entsprach jedoch nicht dem Wert der abgegebenen Marken. Es wurden mindestens 20-25% abgezogen. Dieses entsprach in etwa dem Wasseranteil in einem Laib Brot. Im Verlauf des Krieges wurden die monatlichen Mengen geringer. Vor allem als der so genannte siegreiche Vormarsch sich in das Gegenteil wandelte und die Ernteerträge aus den eroberten Gebieten nicht mehr zur Verfügung standen.

Richard Hensel

Menschen wie wir

(1941)

Es geschah in der damals selbstständigen Slowakei, aus der ich stamme. Deren klerikalfaschistische Regierung sympathisierte mit Hitler-Deutschland.

Wir wohnten zu der Zeit in Poprad, etwa 12 km unterhalb der Hohen Tatra, in der Tatranskástraße 4. Im Sommer 1941 zogen etwa dreißig Hitler-Jungs, so 14 bis 17 Jahre alt, in das Hotel neben uns. Sie hingen oft am Fenster, das seitlich zum Hof hinaus-

ging. Ich spielte dort, ich schaukelte, und sie konnten mich ganz leicht sehen. Irgendwann fingen sie an, sich mit mir zu unterhalten. Ich war erst neun. Es freute sie sehr, dass ich deutsch sprach. Einmal bekam ich ein Geschenk von ihnen, sie warfen es mir herunter. Es war ein kleiner Reklamespiegel von einem Möbelgeschäft, ich glaube, in Braunschweig.

Unsere Gespräche wurden immer länger, von Tag zu Tag. Einmal ging

ich mit meiner Mutter in die Stadt und traf dort einige der Jungs. Der eine von ihnen, den kannte ich vom Fenster, der war 17 Jahre alt, also für mich ein biblisches Alter. Ich wurde rot und meine Mutter fragte ganz verstört: „Was ist mit dir?“ Er hatte mich begrüßt! Das machte mich sehr stolz.

Eines Morgens, es muss ein Sonnabend gewesen sein, gingen sie „zum Marsch“, also traten vor dem Hotel an, ganz militärisch, und sie riefen mich. Ihr Leiter war auch da, in Uniform, der war 24 und begrüßte mich mit „Heil Hitler!“ – was diese Jungs nie taten.

Dieser fast freundschaftliche Umgang war von Seiten der deutschen Führung ganz sicher nicht erwünscht. Die Tochter des Milchmanns – vielleicht war sie eifersüchtig – muss mich „gemeldet“ haben. Sie scharwenzelte immer um das Hotel herum; ich sehe sie noch vor mir auf ihrem Rad. Einmal muss sie gesehen haben, wie ich mich mit den Jungs unterhielt.

Plötzlich war alles anders. Ich war in der Schule gewesen, hatte eine Freundin besucht, kam am späten Nachmittag nach Hause – da standen die Jungs. Vor dem Hotel. Alle. Unheimlich feindlich. Mit Stöcken empfangen sie mich. Einer haute mir mit dem Stock über die Lippen; sie waren gleich geschwollen.

Auf unserem Hof befand sich eine Autowerkstatt. Herr Schwarz, der

den Krach gehört hatte, kam heraus und rief: „Jungs, was macht ihr? Sind denn Juden keine Menschen?“ Und die Jungs schriegen: „Nee, Juden sind keine Menschen!“

Unter seinem Schutz gelangte ich ins Haus, aber da waren wir gefangen, meine Mutter und ich, weil sie die seitliche Eingangstür mit Steinen beschossen. Unentwegt, bis es dunkel wurde. Wir wagten nicht, das Licht anzumachen. Ich schlich mich zur Tür, wo ich die Seite des Hotels sehen konnte, dort am Gang war ein kleines Fenster, und tatsächlich, da standen ein oder zwei und zielten auf unsere Tür, falls sich dort etwas rührte.

Es wurde immer später. Wir hatten ein Telefon, aber da musste man über den Hof laufen, nach hinten, in die Reinigung, die uns gehörte, also meinem Großvater. Gegen halb elf, im Schutze der Dunkelheit, gelangten wir hin und konnten Bekannte anrufen, Lichtmann hießen sie. Schließlich, es muss schon nach elf gewesen sein, so dass die Jungs endlich schlafen gegangen waren, kam der Großvater und nahm uns mit. Wir haben dann bei Lichtmanns übernachtet.

Marianna Feldbauer

*Im- und Export in Osteuropa**(1942-1972)*

1938 endete meine Schulzeit mit der Mittleren Reife. Ich hätte noch gern mein Abitur gemacht, um studieren zu können. Mein sehnlichster Wunsch war es, „Ärztin“ zu werden. Doch ich mochte diese finanzielle Belastung meinen Eltern nicht mehr zumuten. Auch in der Mittelschule musste ein Betrag von monatlich 10,- Reichsmark bezahlt werden, und das Geld für die Schulbücher kam hinzu.

Ich bat dann meine Mutter, „Graue“ oder „Braune“ Schwester werden zu dürfen (dieser Beruf hatte Ähnlichkeit mit der heutigen Sozialhelferin). Durfte ich nicht, meine Mutter war dagegen.

Das Arbeitsamt schickte mich zu einem Steuerberater, da ich sehr gute Zensuren in Mathematik hatte. Diese hatte ich aber nur, weil ich immer von meiner Schulkollegin abgeschrieben hatte. Ich ging nun auf die Suche und fand eine Lehrstelle im Transithandel, Exportvertretungen etc. Die Lehrzeit war nicht schön. Ich war die einzige Angestellte. Ich habe aber sehr viel gelernt. Während meiner Lehre brach der Krieg aus. Wegen meiner guten Leistungen bekam ich ein halbes Jahr meiner Lehre geschenkt.

Ich ging zum Arbeitsamt. Eigentlich hätte ich laut Gesetz mein Pflichtjahr in einem Haushalt machen müssen oder wäre zum Arbeitsdienst eingeteilt worden. Es wurde wohl übersehen.

Ich wollte gern in den Übersee-

Export, und schon landete ich in der Firma Georg Grotjahn & Co., kurz GEGROCO genannt. Mein Gehalt musste vom Arbeitsamt genehmigt werden. Auch spätere Gehaltserhöhungen bedurften der Genehmigung.

In dieser Firma schrieb ich die Korrespondenz. Mein Chef erwartete, dass ich die Briefe abänderte und verbesserte, wenn er bei dem Diktat sich wiederholt hatte oder Fehler machte. Später kamen dann auch Kalkulationen und andere kaufmännische Arbeiten hinzu.

1942 übernahm Herr Grotjahn die Gründung einer Firma in der Ukraine zur Versorgung der Zivilbevölkerung. Ich folgte ihm im Januar 1943. Nach der Rückeroberung von Stalino (heute: Donezk in der Ukraine) durch die Rote Armee musste die Firma aufgelöst werden. Dies geschah in Ratibor in Oberschlesien; hier arbeitete ich mit 12 männlichen Wehrmangehörigen bis zum Ende der Firma.

Für meine Aufgaben in der Ukraine war ich vom „Wirtschaftsstab Ost“ übernommen worden. Nun landete ich bei dieser Dienststelle in Berlin. Mein dortiger Chef, ein Herr Schmidt aus dem Hamburger Rathaus, hatte das Pech, bei Glatteis zu stürzen und zog sich einen Schädelbasis-Bruch zu. Militärverwaltungsrat Faber übernahm seine Vertretung. Herr Faber hatte in Oberschlesien eine Lebensmittelfirma und fuhr jeden Freitag dort hin. Am Dienstag



Badevergnügen mit Schlauchboot, Stalino 1943

kam er wieder. Ich holte ihn am Bahnhof ab und wir gingen zum Speisen ins Hotel ADLON. Dann wurde drei Tage hart gearbeitet. Es war eine schöne Zeit für mich. Allerdings wurde ich dreimal hintereinander ausgebombt. Ich zog nach Fürstenwalde und war froh über eine Versetzung nach Riga und Liepāja (an der Küste Lettlands, während der deutschen Besetzung: Libau).

Nach meiner Rückkehr bot Herr Faber mir an, in seine Firma nach Oberschlesien zu kommen. Ich nahm das freudig an. Ich bekam dort eine Anstellung als Leitende Angestellte. Zu der Zeit war es für eine Frau gar nicht so einfach, in so eine Stellung zu kommen.

Nach meiner Flucht 1945 – ich kam mit dem letzten Zug aus Prag – musste ich zur Abwicklung dieser Firma nach Schellerten bei Hildesheim. Im Juni 1945 heiratete ich, und wir wohnten bis 1950 in einem kleinen Dorf im Sauerland. Inzwischen gab es zwei Kinder, Jürgen und Christa. Es zog uns nach Hamburg. Mein Mann baute uns eine ausgebrannte Wohnung aus. Am 2. Juli starb unsere kleine Tochter. Da wir für den Ausbau der Wohnung und für die Beerdigung unseres Kindes dringend Geld brauchten, begann ich bei GEGROCO als Aushilfe. Mit kurzen Unterbrechungen blieb ich in der Firma bis 1972. Ich wurde als Springer eingesetzt. Von der Sundries-Abt. bis zur Maschinen-Abt., Verschiffung, Buchhaltung. Immer dort, wo jemand gebraucht wurde.

Das Jahr 1972 war für den Übersee-Export eine sehr schlechte Zeit. Leider musste Herr Grotjahn einige Leute entlassen, was ihm sehr schwer fiel. Ich bat ihn, auch mich zu entlassen, nach Änderung der Lage könne ich doch wieder anfangen. Eigentlich wollte ich ausspannen und mir meine Unterstützung vom Arbeitsamt holen, doch im Niendorfer Anzeiger las ich ein Inserat, es werde eine Halbtagskraft in Schnelsen gesucht. Ich wurde sofort genommen.

In dieser Firma blieb ich noch 11 Jahre als Leitende Angestellte. Dann begann meine Rente.

Emmi Füllenbach

Ferien und Bomben

(1943)

Im Sommer 1943 war ich knapp 13 Jahre alt. Wir lebten in Leck, einem Dorf im Norden Schleswig-Holsteins. Der Ort hatte vor dem Krieg ungefähr 2000 Einwohner.

In den Schulferien durfte ich nun zum ersten Mal richtig verreisen. Weit weg – nach Halstenbek. Da wohnte mein Großvater, und in der Wohnung nebenan eine Tante mit drei kleinen Töchtern. Dort konnte ich unterkommen. Opa hatte kein Bett für mich. Ich hätte bei ihm ohnehin nicht schlafen wollen, denn er hatte einen kleinen Hund, den Fiffi. Und Fiffi hatte jede Menge Flöhe – demzufolge auch die Wohnung. Aber Opa war wohl Tierfreund, ihn störte das anscheinend nicht. Mittel zum Bekämpfen der Hundeflöhe waren damals Mangelware.

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag, den 25. Juli, gab es Fliegeralarm. Es war, wie sich bald zeigte, der erste Großangriff der britischen Luftwaffe auf Hamburg. In Halstenbek auf dem Bahnhof stand, auf Eisenbahnwagen montiert, eine schwere Flak. Wir mussten Schutz suchen im Hauskeller. Bunker gab es in Halstenbek nicht. Die Flak schoß, Bomben fielen, und auch in Opas Haus krachte es. Es war ein Geschäftshaus mit zwei Läden und vier Schaufenstern. Und diese Schaufenster zersprangen mit Höllengetöse! Nach der Entwarnung stiegen wir aufs flache Hausdach. Der ganze Himmel im Süden war blutrot. Ham-

burg brannte!

Am nächsten Tag sahen wir überall Streifen herumliegen, etwa 2 cm breit und 20 cm lang, eine Seite schwarzes Papier, die andere Metall, vermutlich Staniol. Zunächst hieß es, diese Streifen können womöglich vergiftet sein. Später haben wir dann erfahren, dass sie von den Briten in großen Mengen abgeworfen wurden, um die deutschen Flugpeilgeräte zu verwirren, also die Luftabwehr zu behindern.

Im Lauf des Tages kam ein Onkel aus Pinneberg und half meinem Opa, die offenen Schaufenster mit Brettern zu vernageln. Viele Hamburger tauchten in Halstenbek auf, um hier bei der Post zu telefonieren und ihren Angehörigen mitzuteilen, dass sie noch lebten. In Hamburg funktionierte ja wohl rein gar nichts mehr.

Am Montagvormittag bin ich dann mit meinem Opa per Fahrrad nach Hamburg gefahren. Ich hatte Onkel und Tante in Hamburg, und Opa wollte natürlich wissen, ob beide noch lebten. Sie wohnten am Falkenried.

Dort angekommen, fanden wir das Haus zwar beschädigt, aber noch weitgehend intakt. Das Nachbarhaus war kaputt, und die Häuser auf der anderen Seite hatten, wie uns erzählt wurde, erst am Montagmorgen angefangen zu brennen. Von der Feuerwehr war nichts zu sehen: die war in der Hoheluftchaussee beschäftigt. Dort brannte es überall. Man hatte

zwar Feuerwehren aus ganz Schleswig-Holstein und Niedersachsen nach Hamburg geholt, aber wo sollten sie löschen, da ganze Stadtteile brannten? Und selbstverständlich konnten sie nur dort tätig werden, wo noch Löschwasser verfügbar war.

Meine Tante trafen wir zu Hause an, und mein Onkel lebte auch noch, war aber unterwegs. In der Hoheluftchaussee sah es furchtbar aus. Man scheuchte uns weiter, weil Giebel ausgebrannter Häuser auf die Straße zu stürzen drohten. Wir haben uns dann beeilt, wieder aus Hamburg herauszukommen.

Totenstiefel

Wenn du 13 bist, wächst du schnell aus allem heraus. Als Junge verschleißt du besonders viel Zeug, vor allem Schuhe. Die Sohlen halten nicht lange, vorn stößt du mit den Zehen an, und bei Schnürstiefeln brechen schließlich sogar die Haken aus Metall, um die das Schuhband geschlungen wird. Dieses Schnürband aber reißt zuerst, denn es ist nicht aus Textilfasern, sondern aus Papier – etwas anderes gab es nicht, damals, 1944.

Der Krieg kam ins sechste Jahr. Wir evakuierten Schüler hatten es verhältnismäßig gut, fernab von zu Hause. Es gab noch keine Bombenangriffe auf Tschechien, und satt wurden wir auch, im KLV-Lager Mährisch-Weißkirchen. Bald aber stand der Winter vor der Tür, und

Zwei Tage später kam meine Mutter angereist, um mich abzuholen, sie hatte Angst um mich. Mir gefiel das gar nicht, denn mir war ja nichts passiert, doch musste ich mit. In Halstenbek in den Zug zu kommen, war allerdings nicht einfach. Das Gedränge war groß, alle Türen blockiert.

Freundliche Menschen im Zug haben schließlich mich und meine Mutter durch ein Zugfenster hineingezogen. Damit waren meine Sommerferien zu Ende.

Walter Schmidt

(1944)

meine Stiefel waren undicht. Zu eng waren sie schon lange.

Eines Tages hieß es, ich solle mich in einem nahe gelegenen Gebäude melden, da würde ich Stiefel bekommen. Ohne Bezugschein? Ja. Erwartungsvoll machte ich mich auf den Weg, meldete mich an Ort und Stelle bei der HJ-Führung und wurde in den ersten Stock beordert. Da gab es einen großen Raum – fast wie ein Saal – , dessen Fußboden war über und über mit Schuhen und Stiefeln bedeckt, lauter Schuhzeug von Kindern und Jugendlichen. Welch eine Auswahl! Ich durfte mir ein passendes Paar aussuchen, es anziehen und gleich anbehalten.

Ich wählte ein Paar winterfeste Schnürstiefel, die sahen aus wie neu. Was kosten die? Nichts? Gar nichts?

Nein. Welch ein Glücksfall! Meine alten Treter konnte ich dalassen.

In meiner Freude vergaß ich zu fragen, woher denn wohl all diese Schuhe und Stiefel stammen mochten. Es war gutes Schuhzeug, wenn gleich getragen. Ich überlegte. Waren Kinder da herausgewachsen? Aber dann hätten die Eltern das doch eintauschen können, gegen Butter zum Beispiel. Oder stammten all diese Schuhe von Kindern unserer Feinde? Ging es denen denn so gut, womöglich sogar besser als uns, dass sie solche wertvollen Sachen einfach wegwarfen? Oder war es so genannte Beuteware, zurückgelassen von Menschen, die geflüchtet waren?

Auf einmal fiel mir Uwe ein, mein Klassenkamerad Uwe, der zu Hause, in Harburg, bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen war. Also gab es, fern von der Heimat, offenbar auch Opfer von Bombardements, besonders viele Opfer unter Kindern und Jugendlichen! Das schien mir plausibel, und auch, dass niemand darüber sprach. Ich trug also die Stiefel eines toten Jungen,

eines Gleichaltrigen vermutlich. Mich schauderte, aber das war der Krieg, und Großdeutschland gehörte der Sieg, der Endsieg, so hieß es doch immer. Ich stand stramm in seinen-meinen guten Stiefeln, und ich rief: Heil Hitler, Sieg Heil!

Erst heute, sechs Jahrzehnte später, wage ich den Gedanken zuzulassen, dass meine-seine Totenstiefel mit großer Wahrscheinlichkeit einem ermordeten Jungen gehört haben – umgebracht von willfähigen Bütteln des NS-Regimes in einem der Konzentrationslager. Habe ich das damals gewusst? Nein. Ich habe es nicht einmal geahnt! Es hätte meine Vorstellungskraft überstiegen. Ich hatte diese Stiefel geschenkt bekommen. Seine Stiefel. Die Stiefel eines toten Jungen. Ich habe mich gefreut und sie getragen, ohne allzu viel über deren Herkunft nachzudenken. Heute weiß ich mehr darüber. Es erfüllt ich mit Wehmut und Trauer, und ich schäme mich – auch für die Täter.

Sie waren Deutsche, wie ich.

Claus Günther

Das Kriegsende 1945 in meiner Erinnerung

Anfang Januar 1945 war ich in der 8. Klasse der Volksschule in Hannover-Münden und sollten im kommenden März aus der Schule entlassen werden.

Ich kann heute, nach über 60 Jahren, keine genauen Zeitangaben vor-

legen, sondern ich will die Stimmung wiedergeben.

Ende Februar hörten wir, dass die Amerikaner Gießen eingenommen hatten. Ich wusste ungefähr, wo das war, denn einen Atlas zum Nachschauen hatte ich nicht. Da wir kein

Radio hatten und auch keine Zeitung bekamen, erfuhren wir alles nur durch andere Leute.

Ende März, wahrscheinlich am 28., wurden wir aus der Schule ins Leben entlassen. Unser Rektor und Lehrer, Herr Mesch, fehlte an dem Tag. Diesen Akt erledigte Herr Karl Kopp, einer der ganz wenigen Lehrer in meiner achtjährigen Schullaufbahn, den ich, noch heute, für außerordentlich gut befand. Er fand und suchte keine tröstenden Worte für uns, nichts Schwülstiges kam ihm über die Lippen. Er wünschte uns nur Glück und Gesundheit, denn das Leben würde immer weiter gehen.

Ich wusste nicht, wie es weiter gehen könnte, war aber auch nicht deprimiert, denn ich hatte in den Bombennächten in Hannover, aber auch durch familiäre Querelen, Schlimmes erlebt und war abgehärtet.

Dann kam ein Tag, der uns krass an den Krieg erinnerte. Den ganzen Tag über zogen Soldaten müde und lustlos langsam unsere Straße entlang hinunter in die Stadt. Es war ein trauriger Anblick., denn in meiner Vorstellung hatte ich noch die Bilder der jungen, drahtigen, kampf- und sieggewohnten jungen Männer.

Am nächsten Morgen war das Hochplateau unserem Haus gegenüber, wir wohnten direkt am Wald, mit Soldaten bevölkert. Junge Männer waren nicht darunter. Einige Offiziere standen herum und diskutierten. Wir Jungen holten auf Bitten der Soldaten warmes Wasser in Holzei-

mern zum Waschen hoch.

Am nächsten Morgen waren die Soldaten lautlos verschwunden. Dafür fanden wir viele Waffen, Patronentaschen, Brotbeutel und Kochgeschirre. Eine Panzerfaust probierten wir im nahe gelegenen Steinbruch aus. Die Karabiner und andere Gewehre ließen wir liegen, aber die Pistolen versteckten wir.

Etwas später an dem Tag ging ein Trupp Fallschirmjäger oben am Ende der Siedlung beim freien Feld in Stellung. Wir erkannten sie an den damals modernen Kampfanzügen, den Springerstiefeln (statt Knobelbechern) und den Nahkampfmessern, statt der sonst üblichen Bajonette. Dann bemerkten wir, dass weit hinter der Försterei eine Batterie mit 105 mm-Geschützen in Stellung ging. Da mussten wir zusehen.

50 bis 60 m hinter den Kanonen lagerten die Granaten. Eine kurze Zeit halfen wir Munition zu den Geschützen zu bringen. Dann fingen die Kanoniere an zu schießen. Ich fragte nach dem Ziel. Das lag im Reinhardswald. Dort sollte eine amerikanische Truppenansammlung an einer Straßenkreuzung sein. Wir waren nicht lebensmüde und entfernten uns.

Einige Tage später wurde uns erzählt, am Kaspers Baum hätte es eine Panzerschlacht gegeben. Ich hatte zuletzt einen deutschen Panzer im September 1944 am Tag der Deutschen Wehrmacht in der Gimter Kaserne gesehen.

In diesen Tagen war die zivile Ver-

waltung zusammengebrochen. Der Bürgermeister Dempelwolf und auch der NSDAP-Kreisleiter waren nicht mehr in der Stadt. Es hieß, die beiden wollten den Harz verteidigen. Über einige ältere Jungen wurde erzählt, ihre Mütter hätten sie versteckt, denn HJ-Führer wollten Kampfgruppen bilden, die über Göttingen zum Harz marschieren sollten.

Irgendwann wurde gesagt, dass die Amerikaner in Kassel eingerückt seien. Wir hatten keinen Kampflärm gehört, hielten die Meldung aber für sehr wahrscheinlich.

Ostern war ein freudloses Fest. Niemand ging in die Stadt. Die Fallschirmjäger waren noch da und hatten ein MG aufgestellt und probierten es kurz aus. Ein Oberfeldwebel führte das Kommando. Wir Kinder blieben fast immer in der Nähe der Häuser, vor allem entfernten wir uns nicht in Richtung der Försterei. Plötzlich fingen die Soldaten wild in Richtung Lippoldshausen zum Wald, der an die Werra führte, zu schießen. Nun wurde aus der Gegenrichtung mit Gewehrfeuer kurz geantwortet – und danach war Ruhe wie im tiefsten Frieden. Am nächsten Morgen waren die Fallschirmjäger nicht mehr da.

Eines Tages lagen kleine Zeitungen auf der Straße. *Der Panzerbär*. In dem Blatt wurde dazu aufgerufen, Werwolfgruppen zu bilden und die Engländer und Amerikaner zu bekämpfen. Ich drehte das Blatt um und auf der anderen Seite stand, dass

der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler getreu seinem Eid, Seite an Seite mit seinen Soldaten gegen die Bolschewikis kämpfend, den Heldentod gefunden habe. Der Nachfolger Großadmiral Dönitz werde als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte den Kampf gegen den Feind bis zum Endsieg fortsetzen.

Wir fanden dies merkwürdig, aber niemand meiner gleichaltrigen Kameraden war traurig. Wir lasen und sprachen nicht mehr darüber. Der Tod des Führers berührte uns nicht.

Es ging auf das Ende des Monats April zu. Plötzlich war da ein ungewohnter Ton in der Luft. Ein Jeep fuhr mit rasender Geschwindigkeit unsere Schotterstraße hoch, wendete oben am Ende der Siedlung und fuhr zurück. Ich hatte nicht nur den ersten Amerikaner gesehen, sondern auch den ersten „Neger“ außerhalb eines Zirkus. Die Amis waren da! Zu Fuß, die Gewehre im Anschlag, kamen sie den Wienhäuser Weg langsam sichernd hoch. Sie fragten nach deutschen Soldaten, durchsuchten aber nicht die Häuser und Wohnungen.

Am nächsten Morgen prangten an Telefonmasten und an Mauern Bekanntmachungen der Militärregierung.

Manfred Köhne

Deutsche Soldaten und das ostpreußische Flüchtlingselend

(1945)

Am 12. Januar 1945 begann die groß angelegte russische Offensive an der gesamten Ostfront, und auch in Ostpreußen drang die Rote Armee bei großer Kälte schon in den ersten Tagen tief ins deutsche Hinterland ein. Aber wir einfachen Soldaten erfuhren von dem gewaltigen Ausmaß, wenn überhaupt, nur bruchstückweise.

So waren wir am 23. Januar bei Eis und Schnee in einer langen Wehrmachtkolonne mit unseren Funkwagen unterwegs zum Einsatz nach Königsberg, vorbei an vielen Flüchtlingsstrecken. Wer ahnte schon, dass zwei schon länger direkt hinter unserem Funkwagen fahrende Panzer ohne Nationalitätszeichen zur Roten Armee gehörten, aber mit einer deutsch sprechenden Besatzung (!) in neutralen Schneehemden. Als wir durch das westpreußische Elbing kamen, eröffneten diese Panzer plötzlich das Feuer, schossen unsere Funkwagen in Brand und versprengten unsere Kompanie, während tausende Flüchtlinge fassungslos und ohne Deckung auf der Straße standen.

Sieben unserer Leute konnte der Kompanieführer hinter einem Haus um sich sammeln. Für solche Unvorgesesehenheiten hatte er den Befehl, in Danzig neue Fahrzeuge und Einsatzbefehle entgegenzunehmen. Beide Panzer wurden von deutschen Soldaten außer Gefecht gesetzt, und wir begannen nun einen Fußmarsch Rich-

tung Danzig.

Nach wenigen Kilometern begegneten wir auf freier Fläche im hohen Schnee kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kindern mit ihren Müttern und Betreuungspersonal sowie einem alten, unbeholfenen Ehepaar. Sie erzählten, dass sie mit dem Treck ihres Dorfes unterwegs waren, der wegen Sichtkontakts mit russischen Truppen in panische Flucht geriet. Die Schlitten mit den Kindern und ihren Begleiterinnen am Ende des Trecks stürzten um, die Pferde waren durchgegangen! Nun auf sich allein gestellt, wollten sie trotz der Kälte und des hohen Schnees versuchen, zu Fuß mit den Kleinen ihr gemeinsa-



mes Ziel zu erreichen. Das war auch Danzig und traf sich anscheinend gut.

Unsere Gruppe nahm sich des Gepäcks (vorwiegend Verpflegung) und der Kinder an. Ich stützte rechts den alten Herrn und schleppte mit der linken Hand seine schweren Koffer.

Seine neben ihm gehende Frau sagte mir, dass ich einen Blinden führe und auch seine unentbehrliche Schreibmaschine trüge. Wir kamen ins Gespräch. Es war ein sehr sympathisches Ehepaar. Doch die beiden kamen im tiefen Schnee nur langsam voran, selbst die kleinen Kinder waren schneller.

Abends erreichten wir den kleinen Ort Wolfsdorf am Flüsschen Nogat (einem Mündungsarm der Weichsel). Offensichtlich war das Dorf gerade Hals über Kopf von seinen Bewohnern verlassen worden. Für die Nacht bezogen wir Quartier um die dortige Meierei herum. An Verpflegung für uns alle mangelte es nicht. Hundemüde fielen wir in weiche Betten. Mein altes Ehepaar, mit dem ich inzwischen sehr guten und herzlichen Kontakt hatte, wurde etwas abseits eingewiesen. Auf Wunsch versprach ich ihnen in die Hand, sie beide morgen zu wecken, falls sie verschlafen sollten. Nachts waren wir Soldaten natürlich zur Wache eingeteilt, aber es blieb ruhig.

Am Morgen wurden wir früh geweckt und mussten uns sofort zum Weitermarsch fertig machen. Nicht erst lange mit Frühstück aufhalten, nein, Milch für alle fanden wir in den Kannen, Brotlaibe lagen in den Küchen, und ich meldete mich ab, nach meinen beiden Alten zu sehen. Ich war ihnen gegenüber ja im Wort. „Den Blinden mit seiner Frau? Die nehmen wir nicht mit“, befahl der Kompaniechef, „die schaffen es nicht

bis Danzig.“ Auch Eltern und Begleiterinnen der Kinder akzeptierten nach und nach mehrheitlich die Meinung des Kompaniechefs, der sofort den Befehl zum Aufbruch gab. Jeden Moment konnten ja Soldaten der Roten Armee auftauchen.

Nach einer guten Stunde durch den Schnee gestampft, sahen wir linker Hand eine Kolonne rasten. Freund? ... Feind? ... Durch Ferngläser wurde das Unglaubliche erkannt: Der Dorftreck unserer Schützlinge! Der hinterlassene Blinde und seine Frau spielten trotz der hilflosen Lage keine Rolle mehr – vergessen. Dagegen gab es für die Flüchtenden ein glückliches Wiedersehen, und wir nahmen Abschied. Meine beiden Alten hätten diese Marschstunde gewiss auch noch geschafft, aber niemand konnte voraussehen, dass es so kommen würde.

Übrigens, am 27. Januar meldeten wir uns in Danzig auf der Kommandantur. Neuer Einsatz, das Vergangene zählte nicht mehr.

Von 1941 bis 1944 war ich an der Ostfront bei der Infanterie, aber vom menschlichen Einzelschicksal hat sich wohl kaum eine Begebenheit so nachhaltig bei mir eingepägt wie diese in der Funkereinheit 1945. Zeitweise spüre ich noch jetzt nach 60 Jahren förmlich die beiden Alten frierend und fassungslos in ihrem Wolfsdorfer Quartier auf mich warten.

Auch das war der Krieg.

Karl August Scholtz

Verwundet in Gefangenschaft

(1945)

1945. In wenigen Tagen würde Ostern sein. Das war so ziemlich das Einzige, was ich genau wusste. Wie es weitergehen sollte, wussten nur die Götter, oder nicht einmal sie. Alles war schief gegangen, nichts geblieben von Ordnung, Disziplin und versorgt sein. Die verlustreichen Einsätze im Sauerland und um Remagen, alles vergebens, vorbei, sinn- und zwecklos.

Nun lag ich in diesem Lazarettzug und hoffte. Worauf eigentlich? Konnte und durfte ich noch hoffen und wenn, was war noch zu erhoffen?

Das für uns bestimmte Lazarett in Attendorn war schwer bombardiert worden, die Stadt brannte, und man steckte die Schwerverwundeten in diesen verdamnten Lazarettzug, der uns nach Thüringen bringen sollte.

Dort war aber die Rote Armee, das wussten wir. Niemand konnte sich dagegen wehren. Es war ein Befehl! Der Zug fuhr eine Strecke, blieb dann aber gegen Abend stehen. Wer wollte schon gern zu den Russen? Es war eine Horrorvorstellung.

Ich lag in einem kleinen Verschlag, welcher wohl als Bett gedacht war. Die Papierverbände drückten entsetzlich, beide Beine und der rechte Arm waren eingewickelt. Dazu kam das Fieber. Es war furchtbar. Richtige Binden gab es schon lange nicht mehr, und Spritzen gegen das Fieber waren Wunschträume. Schlimm waren die Amputierten dran. Amputati-

onen und Papierverbände!

Es war uns eine ausreichende Verpflegung zugesichert worden, doch diese Sprüche kannten wir schon. Und dann wurde „serviert“. Ange-schimmeltes Brot und ranzig riechender fetter Speck. Zum Kotzen!

Alles brüllte nach Wasser, welches scheinbar in ausreichendem Maße vorhanden war. Dabei hatte ich den Verdacht, dass das Wasser aus einem in der Nähe fließenden kleinen Bach stammte. Wen interessierte das schon.

Plötzlich kamen sie: Tiefflieger!! Unsere Sanis flitzten aus dem Wagen und gingen darunter in Deckung! Es war ein ohrenbetäubender Lärm. In den Wagen blieben die Verwundeten. Sie konnten ja nicht irgendwo Deckung suchen. Sie konnten bestenfalls beten.

Ich hoffte wieder auf ein Wunder und siehe da: es erfüllte sich! Der Zug wurde weder bombardiert noch beschossen. Hatten die Flieger die Roten Kreuze gesehen und respektierten sie? Auch nachfolgende Maschinen donnerten zwar über uns hinweg, jedoch passierte nichts.

Die Sanis kamen zurück in die Wagen und guckten nach, ob sich jemand in die Hosen, sofern wir noch welche hatten, gemacht hatte.

Das einzige, worauf wir alle scharf waren: Zigaretten! Es war herrlich. Zwei, drei Züge, und schon fiel man in einen wohligen Schlaf, spürte keinen Hunger und keine Schmerzen.

Phantastisch. Leider hielt der Zustand nicht an. Die Gedanken gingen nach Hause. Lebten sie noch, waren sie ausgebombt?

Was passierte hier? Mein Blick ging nach draußen und direkt in die Mündungen von Panzerkanonen. Mir blieb fast das Herz stehen. Wenn die Jungs die Nerven verloren hätten, wäre von uns nichts mehr übrig geblieben! Wenige Minuten später hielt neben dem Wagen ein Jeep. Amerikaner! Nun waren wir zu allem Überfluss auch noch Gefangene.

Ich hörte das Palavern der Sanis und Ärzte mit den Leuten im Jeep. Meine Englischkenntnisse reichten, um einige Dinge zu verstehen. Die erste Frage der Amis lautete: „Sind SS-Leute im Zug?“ Nachdem dies geklärt war, betraten die amerikanischen Offiziere den Zug, gingen zu jedem von uns und schauten sich an, ob auch keine regulären Truppen sich versteckt hatten. Als sie die Papierverbände sahen, schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen und konnten nicht begreifen, wie wir das aushielten. Sie versprachen uns, so schnell wie möglich für ausreichende medizinische Betreuung zu sorgen und erwähnten verschiedentlich die Genfer Konvention. Der amerikanische Offizier bat mich, meinen Kameraden dies zu übersetzen. Und sie hielten Wort.

Die in der Zwischenzeit geklauten Uhren wurden zurückgegeben. Unter Hinweis auf die nicht vorhandene Verpflegung wurde die Bevölkerung

des nächsten Ortes unter Androhung von Strafe gezwungen, eingemachte Früchte zu uns in die Wagen zu bringen. Es war beschämend, mit ansehen zu müssen, dass unsere eigenen Landsleute nicht bereit waren, freiwillig etwas abzugeben.

Ich versuchte vergeblich, einige eingemachte Birnen zu essen. Es hatte keinen Zweck. Der Magen nahm es nicht an. Nur die uns angebotenen amerikanischen Zigaretten erfüllten ihren Zweck. Jetzt genügte schon ein tiefer Zug, und man schwamm in seliges Träumen hinüber.

Gegen Abend wurden wir in die inzwischen aufgefahrenen Fahrzeuge verladen. Ich sah bei dieser Gelegenheit, dass unsere Lokomotive mit weißem Bettlaken behangen war. Es waren einige Fichten gefällt und ebenfalls mit weißen Fahnen „verziert“ worden. Der Flakwagen mit den Vierlingsgeschützen war gesprengt, auch einige Wagen mit weißen Laken standen im Zug. Es dürfte der Grund für das Nichtangreifen des Zuges gewesen sein.

Das Reservelazarett in Niedermarsberg nahm uns auf. Meine letzte Erinnerung an diesen Tag war, dass ich mich standhaft weigerte, so dreckig in das frisch bezogene weiße Bett gelegt zu werden. Und dann noch als P.O.W. (Prisoner of War). Danach setzt meine Erinnerung, zumindest für diesen Tag, aus.

Heinz Tränckner

Britische Soldaten in West-Berlin

(1945)

Nachdem die Sowjets 1945 Westberlin verließen, erlebten wir den fast geräuschlosen Einmarsch der Engländer im britischen Sektor. Nur der Heulton der britischen LKWs war nicht zu überhören, aber irgendwie angenehm.

Neu war für uns das Aussehen der Transporter ohne Schnauze. Die Uniformen und der gesamte Fuhrpark vom Panzerspähwagen bis zum Jeep waren blitzsauber und mit vielen Kennzeichen bestückt. Die Organisation der militärischen Einrichtungen war vorzüglich. Überall sah man die schwarzen Hinweisschilder mit weißer Aufschrift und den bunten Kennzeichen der einzelnen Armeeeinheiten.

Mit unseren Englischkenntnissen, sogar aus der Zeit des „III. Reiches“, war zu erkennen, was auf den Schildern stand, wie z.B. „Static Laundry“, Hospital usw. Die persönlichen Kontakte zu den britischen Soldaten waren eher mäßig bis zurückhaltend. Britische Pioniere reparierten sofort die zerstörten Brücken und Straßen. Wir schauten zu und bettelten um Gebäck und Schokolade. Nach einer langen Geduldprobe und Beendigung der Lunchpause, gaben sie uns etwas ab von ihrer Mahlzeit.

Im Winter hatten wir eine Begegnung mit der britischen Militärpolizei. Wir waren mit einem Schlitten unterwegs, der mit einem abgesägten

Baum beladen war. Plötzlich stand im Schneetreiben ein Jeep der britischen Militärpolizei vor uns. Uns schlotterten vor Angst die Knie. Theoretisch waren wir dingfest zu machen. Offenbar sah man uns an, dass wir arme, frierende Kinder das Holz dringend brauchten. Nach einer entsprechenden Handbewegung der Rotkäppchenbesatzung durften wir weiter ziehen.

Weihnachten 1945 erlebten wir in einer Baracke der Briten in Berlin-Spandau. Wir wurden mit einer schier umwerfenden Herzlichkeit und Freundlichkeit umsorgt, die wir nicht erwarten konnten. Nach der wunderbaren Weihnachtsfeier erhielten wir Ausweis und Fahrkarte für unsere Verschickung durch die „Aktion Storch“, die gemeinsam mit deutschen Hilfsdiensten für unterernährte Berliner Kinder durchgeführt wurde. Durch die sowjetische Zone ging es bis Helmstedt. Dort wurden wir in Nissenhütten mittels DDT entlaust und mit deutschen Lazarettzügen nach Osnabrück und in den berühmten englischen Heulton-LKWs ins Emsland transportiert.

In Sögel befand sich der polnische Arm der britischen Armee, die Anders-Armee. Sie hatten dort mehrere Häuser requiriert, tranken Bier und Wodka und wollten in Ruhe gelassen werden.

Peter Bigos

Flucht und Vertreibung aus Schlesien

(1945)

Die ersten Wochen des Jahres 1945 brachten unserer schlesischen Heimat viel Leid und großes Elend. Durch unser Dorf zogen täglich Flüchtlinge aus dem Osten. Wir alle halfen, auch die Kinder. Papa war kaum noch zu Hause. Er wurde überall gebraucht für die vielen verzweifelten Menschen, die schon seit Wochen unterwegs waren. Alle Häuser waren voll von Flüchtlingen. Ein paar Leute aus unserem Dorf waren schon mit ihrem Hab und Gut zu ihren Verwandten abgereist.

Die Front rückte immer näher, wir konnten es hören. Am 8. Februar 1945 wurden die Wagen für den Treck vorbereitet, damit nur noch angespannt werden brauchte. Die Geschäfte räumten die Läden, wir konnten ohne Lebensmittelkarten einkaufen. „Das soll kein Russe haben, nehmt mit, was ihr tragen könnt“, sagte unser Fleischer Rauprich. Seine Frau hängte mir noch eine große runde Wurst um den Hals. Es war aufregend, so etwas gab es noch nie.

In der Nacht wurde alles zusammengepackt. Am 9. Februar mussten wir das Dorf verlassen. 19 Pferdewagen und viele kleine Handwagen waren mit den notwendigsten Sachen beladen. Meine Schwester Inge und ich zogen unseren Anhänger, Papa hatte ihn aus zwei Motorrädern gebaut. Wie zwei Pferde waren wir mit einer Wäscheleine eingespannt. Es war gar nicht so leicht, im Schnee mit der

Deichsel das Gleichgewicht zu halten. Schweren Herzens zogen wir los, denn wir mussten Papa zurücklassen, weil er im Volkssturm mit den wenigen alten Männern das Dorf verteidigen sollte. Lehrer Bielik war unser Treckführer. Wir kamen nur langsam voran, weil wir in dem Schnee schlecht laufen konnten und vor uns die vielen Flüchtlinge die Straßen blockierten. Mühsam erreichten wir die erste Station.

Wir mussten in einem Kuhstall übernachten. In den breiten Mittelgang wurde Stroh gelegt und wir lagen wie die Heringe, alte und junge Leute durcheinander, in voller Kleidung. Todmüde fielen wir ins Stroh, denn wir waren den ganzen Tag bei klirrender Kälte gelaufen. Die Kinder weinten vor Erschöpfung. Aber zum Schlafen kamen die meisten nicht, denn eine Kuh kalbte in dieser Nacht. Für die größeren Kinder war es ein Abenteuer. Das schönste war die Wärme im Kuhstall.

Am Morgen ging es weiter. Es gab nur kalte Verpflegung, die wir mitgenommen hatten. Auch Futter für die Pferde hatten wir noch genug. Es ging nun in Richtung Sudetenland weiter. Die Berge im Riesengebirge wurden immer höher, und das Glatt-eis machte uns und den Pferden schwer zu schaffen. Wir jungen Leute liefen oft voraus, um Asche oder Sand zum Streuen zu holen. Die Pferde konnten es sonst nicht schaffen. Es war ein Elend, wie Mensch

und Tier sich bei dieser Kälte quälen mussten. Die Schreie der Leute, vor allem der Kinder, wenn ein Wagen abgerutscht oder umgekippt war, machte viele nervös. Alle waren übermüdet. Wir sind vor Kälte immer hin und her gerannt, weil unsere Glieder steif wurden. Immer hieß es nur weiter, weiter, nicht stehen bleiben.

Unsere Verpflegung wurde weniger. Bei den Bauern hatten wir manchmal Glück und bekamen frisch gemolkene Milch für die Kinder. Die hohen Berge waren fast unüberwindlich, aber mit vier oder sechs Pferden im Vorspann schafften wir es. Wenn es dann bergab ging, mussten wir alle beim Bremsen helfen, denn die Wagen rutschten weg. Als wir eines Abends Quartier suchten, konnten wir nicht unterkommen, weil alles schon mit Flüchtlingen voll belegt war. Wir mussten also weiter, obwohl es schon dunkel war. Der Weg bis zum nächsten Ort war recht lang. Die Strapazen wurden unerträglich. Wenn einer mal die Nerven verlor, gab es immer wieder einen anderen, der ihn beruhigte, denn wir waren ja alle auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen.

Wir Mädchen kümmerten uns viel um die Kinder und die alten Leute. Die Jungen dagegen um die Pferde. Und sie halfen den wenigen alten Männern bei den Reparaturen. Wir hatten immer viel zu tun. Dabei lernte ich viel aus dem Verhalten der einzelnen Menschen. Leute, die sich

früher nie beachtet hatten, wurden gute Freunde. Es gab auch weniger erfreuliche Situationen, aber das waren Ausnahmen. So manche, denen man es nicht zutraute, wuchsen über sich hinaus. Voller Bewunderung nahm ich mir manche Frau als Vorbild, dazu gehörte als erste meine Mutter. Sie war tapfer in jeder Situation.

Der große Treck aber ging unaufhaltsam weiter. Bei den nächsten Quartieren kamen wir oft in Schulen oder Turnhallen unter. Manchmal auch in Gasthäusern, da konnten wir uns mal waschen. Wir fühlten uns wieder wie Menschen. Wenn wir die Straßen voller Schneeverwehungen freigeschaufelt hatten, konnten wir wieder etwas besser vorankommen. Nach einem schweren Tagesmarsch hatten wir ein Quartier gefunden, wo wir einen Tag länger bleiben konnten. Mensch und Tier konnten einen Ruhetag dringend gebrauchen.

Von durchziehenden Flüchtlingen erfuhren wir, dass noch ein Gäbersdorfer Treck unterwegs war. Er war noch weit zurück und kam nur sehr schwer voran. Meine Schwester und ich nahmen uns zwei ruhige Pferde und ritten ihnen entgegen. Wir hatten Schwierigkeiten durchzukommen, denn die vielen Flüchtlinge blockierten die Straßen. Darum mussten wir manche Umwege machen oder warten, bis wir wieder weiter konnten. Freudestrahlend erreichten wir unsere Gäbersdorfer. Das Schönste war, dass Papa mitgekommen war. Er

führte den Treck. Es waren fünf Wagen, die von Ochsen, Kühen und schwachen Pferden gezogen wurden. Mit unseren beiden Arbeitspferden konnten wir ihnen helfen, jeden einzelnen Wagen über die Berge zu schaffen. Als das geschafft war, schickte Papa Inge und mich voraus, um in dem Ort, wo wir waren, noch Quartier für 54 Menschen zu organisieren. Mama hatte sich schon Sorgen gemacht, weil wir so lange allein unterwegs waren.

Wir mussten noch lange warten, bis die Leute bei uns eintrafen. Alle halfen, die erschöpften und durchgefrorenen Menschen zu versorgen. Auch die Tiere fanden Futter und Ruhe für ein paar Stunden.

Der weitere, noch lange und mühsame Weg machte allen schwer zu schaffen. Auch auf der Südseite des Gebirges, wo es ja bergab ging, war alles noch sehr schwierig, denn Schnee, Eis und Kälte machten uns viel Kummer. Als wir dann nach Wochen das Gebirge hinter uns hatten, kamen wir in eine schöne Landschaft, wo das Laufen etwas besser wurde und es nicht mehr so kalt war. Hunger und Erschöpfung begleiteten uns weiter, auch die Tiere.

Die Tschechen, in deren Land wir nun waren, wollten mit uns nichts zu tun haben. Schlechte Behandlung in Massenquartieren war unser Alltag. Wir wurden immer von einem Ort zum anderen gejagt, bis hinter Prag. Eine Schule war für ein paar Wochen unser Zuhause. Auch da bekamen

wir viel zu wenig Hilfe. Kaum Verpflegung, nur etwas Milch und Graupen für so viele, viele Menschen. Wie Tiere hausten wir im Stroh und waren eingesperrt. Nur einzelne Tschechen waren menschlich, wenn keiner es merkte.

Im Mai war der Krieg zu Ende. Nun bekamen wir den Hass der Tschechen erst richtig zu spüren. Wir wurden durch das Land getrieben mit Bewachung von Partisanen und ehemaligen KZ-Häftlingen, die uns schikanierten und uns abscheulich beschimpften. Wir wurden ausgeplündert, man riss uns einzelne Sachen vom Leib. Überfälle gab es, als die Russen ins Land kamen. Im Sudetenland folterte man die Menschen, und wir konnten erst nach der Grenze allein weiter laufen.

Wir waren wochenlang unterwegs in Richtung Heimat, bis wir endlich in unserem Gäbersdorf ankamen, wo auch schon lange die Russen und Polen hausten. Die daheim gebliebenen Deutschen waren Schikanen ausgesetzt. Viele unserer Dörfer waren durch das Frontgebiet zum Teil zerstört und ausgeplündert.

Raub, Mord, Vergewaltigung und vieles andere an menschlichem Leid waren auch nach Kriegsende an der Tagesordnung. Wir waren die Sklaven der neuen Herren. Krankheiten und Hungersnot blieben nicht aus. Typhus ließ das halbe Dorf aussterben.

Ich pflegte ohne ärztliche Hilfe, Medikamente und Essen vier meiner

Angehörigen. Meine Großmutter, meine siebzehnjährige Schwester und meine Tante starben. Nur meine Mutter überlebte es in einem schrecklichen Zustand.

So lebten wir ein Jahr unter Polen und Russen. Polnische Familien zogen in unsere Häuser, eine polnische Polizei herrschte über uns.

Pfingsten 1946 wurden wir ausgewiesen. In 50 Viehwaggons wurden wir abtransportiert, bis wir nach drei

Tagen bei Braunschweig in ein Sammelager kamen. Von da kam ich mit meiner Mutter nach Schleswig-Holstein zu meiner Schwester, wo auch mein Vater aus polnischer und russischer Gefangenschaft kam.

Wir kamen in die früheren Russenbaracken. Als Flüchtlinge und Vertriebene wurden wir nicht gerade begeistert aufgenommen. Aber das Leben ging weiter!

Margarete Schleede

Ofenumarmung und Dosenspülautomatik (1945)

Nach unserer Flucht wohnten nun vier Flüchtlingsfamilien bei unserem Bauern. Jedes Zimmer im ersten Stock war bewohnt. Das Badezimmer war als kleines Zimmerchen umfunktioniert worden. Meine Mutter, meine hochschwangere Tante, mein Bruder und ich wohnten in einem etwa 20 Quadratmeter großen Zimmer mit Balkon. Als mein Cousin geboren wurde, waren wir ab Juni 1945 zu fünf.

Im Sommer benutzten wir unseren Balkon als Aufenthaltsraum am Tage. Das hieß, jeden Tag den ovalen kleinen Tisch und die Stühle rausstellen und abends wieder rein. Eine Obstkiste, hochkant gestellt in einer schattigen Ecke, diente als Kühlschrank, der sowieso meistens leer war.

Für die Winterzeit verschlossen wir die Balkontür. Zu beiden Seiten gab es je ein Fenster mit Fensterbank. So wurde auch vor die Tür ein Kasten

als Fensterbank gestellt. Den Hohlraum füllten wir mit einem Strohsack, um den unteren Teil vor Kälte zu schützen. Trotzdem hatten wir auch bei milderem Winter die Scheiben der Fenster und Balkontür voller dicker Eisblumen. Auf die lange Fensterbank legte meine Mutter noch zusammengerolltes Zeitungspapier von unserer Bäuerin. Wir Flüchtlinge hatten kein Geld, uns eine Zeitung zu kaufen.

In unserem Zimmer stand ein Kachelofen von etwa 1,20 Metern in einer Ecke, der obendrauf eine Öffnung zum Kochen hatte. Zwei verschieden große Ringe und ein Deckel in der Mitte ergaben die richtige Lochgröße für Kochtopf oder Pfanne. Zum Heizen und Kochen hatten wir hellen und dunklen Torf. Eine helle Torfsode, etwas größer als ein Ziegelstein, nahmen wir morgens zum Anheizen.

War das Feuer nachts ausgegangen,

mussten wir erst Papier und Zweige zum Anfachen nehmen. Dann brachen wir von einer hellen Torfsode kleine Stücke ab, damit das Feuer besser in Glut kam. Danach legten wir erst eine ganze Sode drauf. Die schwarzen Torfsoden, etwas kleiner als ein Ziegelstein, dafür schwerer und fester, fast wie Briketts, wurden anschließend auf die Glut gelegt. Das taten wir am Nachmittag und frühen Abend. So wollten wir die Glut bis zum nächsten Morgen halten. Das gelang uns nicht immer.

Zum Anheizen nahmen wir manchmal trockene Wurzeln von Büschen und Bäumen. Wir Kinder gingen auf das Eis der Gräben und schnitten oder sägten die Wurzeln am Ufer ab. Die brannten wunderbar.

Dass es am Tage im geheizten Zimmer mal zu warm gewesen wäre, kann ich nicht erinnern. Wir mussten manchmal noch eine Jacke über den Pullover ziehen und uns trotzdem neben den Ofen rücklings auf den Stuhl setzen. Manchmal setzten wir uns davor und umarmten unseren warmen Ofen. Dafür hatte er für unsere kleinen Kinderarme gerade die richtige Größe.

Mein kleiner Cousin lag als Baby mit dickem Jäckchen und Höschen mit einem Kissen zugedeckt im geliehenen Kinderwagen. Meine Tante und ich, meine Mutter mit meinem Bruder, schliefen je zu zweit in einem Kastenbett. Als Matratze hatten wir einen gefüllten Strohsack unter unserem Bettlaken. Man glaubt

nicht, wie weich und warm solch eine Unterlage ist. Trotzdem wollte keiner als Erster ins Bett, um alles anzuwärmen.

Zum Kochen und zum Waschen holten wir das Wasser in einer emaillierten Wasserkanne mit Schütte aus dem Stall. Die gefüllte Kanne ließ sich für meinen Bruder und mich gut tragen. Wir mussten darauf achten, dass wir die Kanne richtig unter die Pumpe stellten, damit kein Wasser vorbei lief. Es kam aus einer Zisterne, aus der wir auch manchmal einige Regenwürmer aus der Tiefe hoch pumpen. Als wir die ersten Würmer im Wasser schwimmen sahen, nähte meine Mutter aus einem alten Bettlaken, geschenkt von unserer Bäuerin, für alle Flüchtlingsfamilien Beutel zum Würmer abfangen beim Pumpen. Etwas Ekelgefühl blieb trotzdem.

Eine Gemeinschaftstoilette, am Abfallrohr angeschlossen, stand unserem Zimmer gegenüber auf dem Dachboden. Zum Nachspülen gab es eine Dosenspülautomatik.

Den Zehnliterereimer neben der Toilette mussten wir auch regelmäßig mit Wasser aus der Pumpe füllen. Eine Sitzung dauerte besonders im Winter und bei Regenwetter nicht so lange, denn wir saßen auf dem Örtchen fast wie im Freien. Durch die großen Ritzen der Dachpfannen pfliff der Wind. Also war frische Luft immer vorhanden.

Daran konnte man sich gewöhnen, wenn nicht am anderen Ende des

Bodens eine Räucherkerker geweseu wäre. Wir mochten gerne den Duft, aber gräuliche Vierbeiner mochten ihn auch. Nur eine kleine Glühbirne sorgte für Licht, und Ratten mögen gerne dunkle Löcher. Da kam es schon mal vor, dass uns eine Ratte vor den Füßen vorbeihuschte, wenn wir auf der Toilette saßen. Derjenige, der solch ein Erlebnis hatte, ging abends nicht mehr allein dort hin. Wenn niemand als Beistand zur Verfügung stand, habe ich jedenfalls immer laut gesungen. Dann kam kein grauer Vierbeiner.

Schließlich verließ die erste große Flüchtlingsfamilie den Bauern, und das Toilettenbecken wurde wieder im Bad eingebaut.

Als die letzten Soldaten weg waren und ihr Donnerbalken noch da, haben wir 14 Kinder vom Hof den Balken ausprobiert. Natürlich ganz angezogen haben wir uns vorgestellt wie es ist, mit heruntergelassener Hose, bei jedem Wetter, auf dem Balken zu sitzen, Balance zu halten und sein Geschäft zu verrichten, aber mit Frischluftgarantie.

Ingetraud Lippmann

Was ich aus meinen ersten 40 DM machte (1948)

Ich kaufte mir ein Baumwollkleid, dunkelblau, mit bunten Blümchen übersät und weißen Biesen am Oberteil. Meine Mutter verstand mich nur zu gut, doch mein Vater hätte es lie-

ber gesehen, wenn ich etwas zur Ernährung beigesteuert hätte. Deswegen hatte ich noch lange ein schlechtes Gewissen.

Lisa Schomburg

Studieren 1950

Unsere Abiturfeier 1948 verlief ziemlich spartanisch. Da wir keinen Wein besorgen konnten, mussten wir mit Pfefferminztee feiern. Ich wollte Jura studieren und bewarb mich deshalb zum Winter-Semester 1948/49: Von 12 Universitäten bekam ich eine Absage! Alle Studienplätze waren für die Spätheimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft reserviert. Um die Zeit zu nutzen, begann ich ein Praktikum von sechs Monaten in

einer Privatbank in Bremen, eine Chance, die nur durch die Bekanntschaft mit einem Bankdirektor möglich war, selbstverständlich ohne Bezahlung.

Zum Sommersemester 1949 bekam ich von 12 Universitäten nur eine Zusage für die Uni in Erlangen. Frohen Mutes reiste ich mit zwei Koffern zu Semesterbeginn nach Erlangen mit der Absicht, mir ein möbliertes Zimmer zu mieten. Aber weder in

der Stadt noch in der näheren Umgebung fand ich ein Zimmer. Alle Zimmer wurden lieber an die gut zahlenden amerikanischen Soldaten für ihre Freundinnen vermietet. So musste ich in einer kleinen Pension wohnen, die nur deshalb preiswert war, weil die Vermieter einige Zimmer stundenweise an die Amerikaner vermieteten. Wir Studenten waren das seriöse Alibi. Jede Nacht wurden wir mehrmals von amerikanischer Militärpolizei geweckt, die ihre Soldaten suchten. Außerdem hatte ich jede Nacht einen anderen Bettnachbarn.

Für das Studium mussten wir jedes Semester eine Studiengebühr von 150 DM zahlen, was ein Jahr nach der Währungsreform für uns viel Geld war. Zum Glück konnte mir mein Vater monatlich einen bescheidenen Wechsel geben, mit dem ich sparsam umgehen musste.

Die Hörsäle waren überbesetzt, so dass wir oft nur vom Flur aus die Vorlesungen hören konnten.

Abends mussten wir in den Straßen aufpassen, dass wir nicht von umherziehenden amerikanischen Soldaten angepöbelt wurden. Vier Jahre nach Kriegsende waren wir für die immer noch die „Verlierer“. Wir jüngeren Studenten versuchten dennoch, ein lockeres Studentenleben zu führen. Manche erschienen in der Uni mit Pflaster im Gesicht. Sie hatten an einer scharfen Mensur teilgenommen, die die so genannten schlagenden Verbindungen wegen des Verbots nur in den Dörfern durchführen

konnten. Die ehemaligen Soldaten und auch wir ehemaligen Luftwafenhelfer lehnten dieses Verhalten strikt ab.

Um zum ernsteren Studium zu kommen, wollte ich an eine Großstadtuniversität, speziell nach Frankfurt/Main. Dazu brauchte ich einen Studenten, der von Frankfurt nach Erlangen tauschen wollte, das gelang mir erst zum 3. Semester. Das Studium war nicht nur mühsam wegen der vollen Hörsäle und der Seminare, sondern auch, weil es kaum Fachliteratur zu kaufen gab, so dass wir auf unsere Aufzeichnungen angewiesen waren.

Wir fuhren mit alten Fahrrädern zur Uni. Modische Kleidung spielte keine Rolle. In meiner Studentenbude stand als einziger Tisch eine alte Nähmaschine, die versenkt werden konnte. Auf dieser kleinen Holzplatte musste ich meine Arbeiten schreiben und auch essen. Außerdem war mein Zimmer mit einem Kanonenofen, einem einfachen Schrank, einer Couch und einer Kommode mit Waschschißel ausgestattet.

Wir Studenten besuchten gerne die Jazz-Konzerte, eine Musik, die wir in den Jahren bis 1945 nicht hören durften. Besonders beliebt waren die Jazz-Keller, die oft unter ausgebombten Häusern lagen. Deutsche und Amerikaner spielten gemeinsam. Hier wurde nicht getanzt, sondern bei Bier und Limonade nächtelang den Musikern zugehört.

Wir setzten uns mit allen Themen

auseinander, die in dieser aufregenden Zeit auf uns zukamen. Aufgewachsen waren wir ja in einem Staat, in dem es nur eine Weltanschauung gab. Jetzt mussten wir zu den vielfältigsten gesellschaftlichen Meinungen Stellung nehmen. Jeder musste seinen Weg finden. Freundschaften gingen deshalb auseinander, andere wurden neu geschlossen.

Ich beendete mein Studium in Frankfurt mit dem 1. juristischen Staatsexamen nach sieben Semestern 1953. Damit ging ein für mich spannender Lebensabschnitt zu Ende, in

dem ich zwar ziemlich spartanisch gelebt habe, aber dafür ein breites Spektrum an interessanten Erkenntnissen gewinnen konnte.

Nach der weltanschaulichen Einseitigkeit als Hitlerjunge und als Flakhelfer habe ich die Freiheit des Denkens und meines selbst verantwortlichen Handelns intensiv wahrgenommen. Und damit Erfahrungen gesammelt, die mir später beruflich sehr genutzt haben.

Dr. Helmut Becker-Floris

Selbstbedienung

Die ersten Schritte in der neuen Umgebung waren gar nicht so einfach. Da war keine Ladentheke mehr, keine nette Frau, die alles zusammensuchte und nach Wunsch abwog. Statt dessen gab es plötzlich Einkaufswagen, lange Gänge voller Regale und Waren, die abgepackt zum Verkauf angeboten wurden. Ein Supermarkt eben, eine Einkaufsform, von der es bundesweit mittlerweile mehr als 70 000 gibt. Am 30. August 1949 eröffnete in Hamburg die „Konsumgenossenschaft Produktion“, kurz „PRO“, den ersten Selbstbedienungsladen Deutschlands.

Nur 170 Quadratmeter Verkaufsfläche bot diese viel bestaunte Novität, die in der Straße "Beim Strohhaus" am Berliner Tor an ein bestehendes Haushaltswaren-Geschäft der Kon-

sumgenossenschaft angegliedert wurde. PRO-Geschäftsführer Bernhard Priess hatte die Idee dazu aus Schweden und den USA importiert. Doch zunächst war es für ihn gar nicht so einfach, sich gegen die Vorstellungen des eigenen Aufsichtsrates durchzusetzen.

Zeitzeuge Reinhard Bengelsdorf, der sein Arbeitsleben in Führungsgremien der PRO verbrachte und heute als Rentner das Firmen-Archiv leitet, erinnert sich an lange Debatten: „Viele der älteren Kaufleute wollten an die Art und Weise anknüpfen, wie vor dem Kriege Einzelhandel betrieben wurde. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass die Hausfrauen in anonymen Läden einkaufen wollen.“ Doch gleich am Eröffnungstag strömten die Kunden neugierig in

50er Jahre

den Laden. Am Eingang bekamen sie einen Handzettel gereicht: „Wie finde ich mich bei der Selbstbedienung zurecht?“ In zehn Punkten wurde aufgeklärt: „Nimm selber ist der Grundgedanke der Selbstbedienung. Wenn Dir etwas passt und gefällt, dann nimm es und lege es in den Einkaufskorb.“

Besondere Bedeutung hatte Tipp 7, um den es im Vorfeld starke Auseinandersetzungen gegeben hatte: „Hast Du alles, was Du brauchst, dann führt Dich der Weg zur Kasse.“ Die Gegner der Selbstbedienung hatten argumentiert, dass das neue Prinzip vor allem Ladendiebe anziehe. Bengelsdorf: „Ganz von der Hand zu weisen war das nicht, denn schließlich herrschte überall Mangel.“ Doch die ersten Inventuren beruhigten die Gemüter. In einer ersten Bilanz nach einem Jahr schrieb Geschäftsführer Priess: „Das Vertrauen, das wir den Verbrauchern, den geplagten deutschen Menschen der Nachkriegszeit, entgegengebracht haben, ist also nicht enttäuscht worden.“

Die Selbstbedienungs-Methode sollte vor allem helfen, die hohen Kosten der kleinen Läden drastisch zu senken. Personal konnte abgebaut und sehr viel mehr Umsatz in der gleichen Zeit erzielt werden. Und den Hausfrauen gefiel es. Eine von ihnen beschrieb ihre Eindrücke in einer PRO-Kundenzeitschrift vom September 1949: "Dieser Laden zum Selbstbedienen ist eine ganz fabel-

hafte Angelegenheit. Jede Hausfrau findet hier volle Befriedigung ihrer Kaufwünsche. Eigentlich wollte ich nur zwei oder drei Artikel kaufen. Aber – da sehe ich Backpulver und Vanillinzucker sowie Blätter-Gelantine liegen. Richtig! Das gebrauche ich ja demnächst für eine Geburtstagsfeier.“

Helene Birke hieß diese Frau, die hellseherische Fähigkeiten bewies: „Hier hat eine ganz große Sache begonnen, von der ich glaube, dass sie Schule machen wird.“ Die Hamburger Zeitungen waren davon auch überzeugt. Allerdings berichteten sie damals nur in kleinen Notizen von dem Ereignis. Die „Nordmark-Ausgabe“ der Zeitung „Der Bund“ schrieb: „Im Durchschnitt dauert es nur wenige Minuten, bis eine Hausfrau, die den Laden betreten hat, mit der von ihr selbst ausgewählten Ware versorgt ist. Es ist als sicher anzunehmen, dass diese neue Form der Warenversorgung bei den Hausfrauen viel Anklang finden wird.“ Und „als kleines Wunder“ wurden die ersten Registrierkassen aufgenommen, die das vorangegangene Kopfrechnen ablösen.

Tatsächlich sollte es einige Zeit dauern, bis sich die Supermärkte durchgesetzt hatten. Bis 1955 hatte die PRO erst sechs Filialen umgerüstet, aber auch andere Handelsketten drängten auf den Markt.

*Dr. Reinhold Bengelsdorf
(Quelle: Internet, Die Welt, 1999)*

Das eigene Fotolabor

50er Jahre

Mein Mann und ich waren nicht mehr ganz jung, als wir uns fanden, und wir waren beide arm.

Die Heimat war weg und den arbeitslosen Heinz wollte keiner haben. Mein Mann hatte seine Stelle im Gildehaus mit freier Unterkunft und Essen aufgegeben. Er fühlte sich nicht wohl in der Umgebung. Er war Drogist. Im Gildehaus hatte er öfter auf Hochzeiten fotografiert.

Wir heirateten, obgleich fast alles fehlte. Die Wirtin fragte uns, wann unsere Möbel kämen. Dazu fehlte das Geld.

Eine Drogerie zu übernehmen, war uns unmöglich. Jedoch verkaufte eine Witwe Fotogeräte und die kamen uns zugute. Ein Vergrößerungsgerät, Schalen und Zangen wurden geliefert und genügten erst mal. Im Keller meines Vaters hat mein Mann Fotos für Bekannte und Kunden entwickelt und vergrößert. Das brachte schon einige Mark.

Von der Stadt Hamburg erhielten wir ein Aufbaudarlehen von 3.000 DM für 3 Jahre. Eine gekachelte Küche und eine größere Speisekammer reichten für unseren Anfang. Der Fotoverband wollte keine neue Konkurrenz und machte Ärger, doch ein Beamter der Stadt half auch hier.

Als unser Kleiner ein Jahr alt war, brach bei meinem Mann eine schwere TBC aus und er musste ins Krankenhaus. Nun gab ich meine Stelle als Verkäuferin auf und übernahm, völlig in Unkenntnis des Berufes,

den kleinen Betrieb. Ich hatte Glück, es gelang.

Eine tüchtige Laborantin ließ mich zwar nie im Stich, wollte mich aber erklärlicherweise nicht anlernen. Ein Aushilfsfahrer sorgte für die Kundenbetreuung. Am Anfang – im Winter – lief der Betrieb ruhig an. Unser Kind wurde von meinen lieben Schwiegereltern gut versorgt.

Natürlich war die Sehnsucht nach meinem Liebsten bei mir groß. Zum Glück waren neue Medikamente auf dem Markt, die meinem Mann halfen. Die Ärzte staunten und sahen ihn mit Freude genesen.

Der schwierige Sommer 1954 ging vorüber, die Kunden blieben uns treu. Am Ende des Jahres durfte mein Mann manchmal nach Hause kommen.

Nach Vertrag waren wir verpflichtet, die Schwarzweißbilder innerhalb von 24 Stunden auszuliefern. Colorbilder kamen erst später auf.

Das Weihnachtsfest konnten wir gemeinsam erleben und im Februar holte ich mein Kind nach Hause. Im März kam mein Mann zurück. Nun ging der Aufbau voran.

Eine neue Wohnung mit Laden machte mir die Hausarbeit leichter. Der zweite Printer in unserer Stadt lieferte 3.000 Bilder von einem Negativ in einer Stunde. Mit Hilfe dieses Gerätes können die Fotopreise auch heute noch günstig sein. Mein Mann machte die neuen Colorarbeiten, ich die Filmentwicklungen und

Sortierarbeiten.

Einmal zählte ich 840 Filmentwicklungen an einem Tag. Das war aber eine Ausnahme nach schönem Sommerwetter. Unser Sohn sagte einmal: „Mutti, ich freue mich so auf den Winter, dann sitzen wir beide auf der Couch und du erzählst mir Geschichten.“

Nach fünf Arbeitsjahren wurde der Laden zu klein. Wir konnten damals günstig ein Haus erwerben, das im Sommer kühle Kellerräume hatte und im Winter warm war. Die Ent-

wicklerflüssigkeit musste in den Tanks möglichst eine Temperatur bis 20° haben.

Die Technik schritt voran und Maschinen wurden sehr teuer. Nach 16-jähriger Eigenständigkeit entschlossen wir uns, die Maschinen zu verkaufen und in ein Angestelltenverhältnis zu gehen. Wir haben den Schritt nie bereut, denn nun konnten wir unser erarbeitetes Geld im Urlaub verleben und hatten endlich eine geregelte Arbeitszeit.

Ilse Behling

Volksaufstand in Halle an der Saale

(1953)

Damals war ich 21 Jahre alt und Lehrerin in der Ausbildung in einem Vorort von Halle an der Saale. Zu meiner Schule musste ich täglich 10 km mit einem altersschwachen Fahrrad fahren. Ich kümmerte mich nicht um Politik, weil mich die Parteiparolen anödeten und der Sender RIAS schlecht zu empfangen war. So war ich am 17. Juni 1953 völlig ahnungslos, als ich versuchte, mit der unzuverlässigen Straßenbahn meine Schule pünktlich zu erreichen. Mein klappriges Fahrrad war mal wieder kaputt.

In der Straßenbahn herrschte eine seltsam gespannte Atmosphäre; die Fahrgäste sahen sich prüfend an. Wir fuhren an Gruppen diskutierender Menschen vorbei. Endlich. In der Schule angekommen, bot sich mir folgendes Bild: Die Bilder von Pieck und Grotewohl hingen nicht mehr an

der Wand, sondern standen umgedreht am Boden: die großen, strahlenden Konterfeis der Staatsoberhäupter waren nicht mehr sichtbar. Davor standen die Kinder meiner vierten Klasse und sangen mit Grabesstimme: „Tief soll’n sie leben, tief soll’n sie leben, dreimal tief!“ Mir schossen viele Gedanken durch den Kopf. Wie kamen zehnjährige Kinder zu solch einer Handlung, zumal manche von ihnen, so dachte ich, begeisterte Junge Pioniere waren? Und wie reagierte ich jetzt? Ich brachte es nicht fertig zu schimpfen, ließ auch die Bilder nicht wieder aufhängen, sondern ging einfach zur Tagesordnung über.

Was los war, erfuhr ich erst mittags zu Hause. Trotz der ängstlichen Bitten meiner Mutter ging ich sofort los. Das erste, was ich sah: An der Ostseite des Zuchthauses, in dessen unmittelbarer Nähe ich leider aufgewach-

sen bin, wurden rote Fahnen und SED-Zeitungen verbrannt! Soviel ich weiß, sind in diesem Zuchthaus sowohl bei den Nazis als auch zu DDR-Zeiten Menschen hingerichtet worden – was meine Mutter mir Gott sei Dank verschwiegen hat. Jetzt, am 17. Juni 1953, versuchte man, die politischen Häftlinge zu befreien, indem man mit schweren Baufahrzeugen immer wieder das Tor rammte. Wie das gelungen ist, weiß ich nicht. Ich erfuhr später, dass ein Bekannter meiner Schwester bei der Aktion erschossen wurde.

Als ich dort ankam, liefen befreite Gefangene aufgeregter und orientierungslos umher. Ich sah eine Frau mit Stroh in den Haaren, Schuhen ohne Schnürsenkel und ängstlichem Blick. Ich brachte sie zu der Straßebahn, die zum Hauptbahnhof fuhr und hoffe, dass sie es nach Westberlin geschafft hat. Nach Fahrkarten hat am Mittag dieses historischen Tages sicherlich keiner gefragt.

Ausgehend von den Bauarbeitern der Stalinallee in Ostberlin, brachte der Volksaufstand in kurzer Zeit in 52 Städten die arbeitende Bevölkerung auf die Straße – wie bei einem Flächenbrand. Dies ist für mich heute noch ein Phänomen. Der Sender RIAS hat es nicht „verursacht“, wiewohl er auf Bitten der ostdeutschen Arbeiter darüber berichtete. Aber die Radios waren in den Wohnungen, nicht an den Arbeitsstellen! (Tragbare Radios: Fehlanzeige.)

Als ich damals vor dem besagten Zuchthaus stand, ging es plötzlich

von Mund zu Mund: „Auf dem Hallmarkt ist eine Kundgebung!“ Auf dem Weg dorthin musste ich über den historischen Halleschen Marktplatz. Am Händeldenkmal war ein Plakat angebracht: *Spitzbart, Bauch und Brille ist nicht des „Volkes Wille“*. Gemeint waren Ulbricht, Pieck und Grotewohl.

Auf dem Hallmarkt standen die Menschen dicht gedrängt. Keine der vielen Zwangsdemonstrationen (wie zum Beispiel am 1. Mai) hatte jemals so viele begeisterte Teilnehmer! Trotz der Menschenmassen sah ich meinen Schulleiter und seinen Vertreter. Ich hielt sie für stramme Genossen – jetzt lächelten wir uns vielsagend zu.

Von der Rede kriegte ich nicht viel mit; ich war aufgeregter und euphorisch. Dass ich so einen historischen Tag miterleben durfte: Endlich freie Meinungsäußerungen, endlich ein Ende der Angst! Plötzlich Geschrei, Panik und verzweifelte Rufe: „Panzer, Panzer kommen!“ Sie kamen aus mehreren Seitenstraßen und blieben bedrohlich stehen. Alles stob auseinander.

Von einer Minute zur anderen war unsere Freude auf ein besseres, freieres Leben dahin. Ob der Redner verhaftet wurde, habe ich nicht mitgekriegt. Es wurden viele verhaftet, darunter auch mein damaliger Freund, er war Werkstudent bei Agfa Wolfen. Insgesamt 18 „Aufführer“ wurden hingerichtet.

Edeltraud Jensen

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

(1953)

1953, im Jahr meiner Schulentlassung, sah es auf dem Arbeitsmarkt mehr als dürftig mit Lehrstellen aus. Wir waren 45 Mädchen, die, wie unsere Lehrerin immer sagte, ins Leben entlassen wurden. Es wurde nicht groß gefragt, was sind deine Neigungen, sondern es ging so: Dort ist eine Lehrstelle frei, man bewarb sich und hoffte, man werde genommen.

Auf diese Weise bekamen ganze acht Mädchen aus meiner Klasse eine Ausbildung. Zwei besuchten eine Handelsschule, und die übrigen gingen in den Haushalt, was damals immer noch von vielen begrüßt wurde, da Mädchen ja heirateten und dann Haushalt und Kinder zu versorgen hatten.

Meine Mutter war sehr rührig gewesen und hatte für mich eine Lehrstelle als Schneiderin aufgetrieben. Zu meinem großen Entsetzen. Ich und immer still sitzen und dann auch noch mit einer Nadel in der Hand, eine schreckliche Vorstellung für mich. Zwei Wochen herrschte bei uns zu Haus ein mittlerer Kleinkrieg. Es ging vom undankbaren Geschöpf bis, dann kommst du eben zum Bauer aufs Land. In den Tagen habe ich meiner Mutter bestimmt nicht nur einmal wehgetan, ich blieb Sieger und die Schneiderlehre wurde zurückgegeben.

Ich hatte erfahren, in einer Schlachtereierei im Ort solle noch eine Lehrstelle als Fleischereifachverkäuferin frei sein. Was da auf mich zukommen

sollte, wusste ich nicht, aber alles schien mir damals besser, als eine Nadel in der Hand. Am 1.4.1953 morgens um sieben fing meine Lehre an. Meine Arbeit in der folgenden Zeit: Montag bis Freitag von 6 Uhr 30 bis 19 Uhr 30, und am Samstag musste ich schon zwischen 2 und 4 Uhr anfangen, je nach Vorbestellungen; dann war der Arbeitstag für mich um 17 Uhr beendet. Samstagnachmittags gingen meine ehemaligen Klassenkameradinnen schon zum Tanzkurs und kamen bei mir vorbei, während ich noch den Laden wischte. Manchmal habe ich sie beneidet. Ich lernte zwar, aber Hausmädchen hatten damals schon samstags nach dem Mittagabwasch frei.

Die Lehrlingsbeihilfe (so hieß damals das Lehrlingsgehalt) betrug 20,- DM. Von diesem Geld musste ich noch die wöchentliche Fahrt zur Berufsschule bezahlen, meinen Eltern zu Haus 5,- DM abgeben und sollte auch noch etwas sparen für meine Aussteuer.

Mein Arbeitstag sah folgendermaßen aus: Da es noch keine Kühltresen gab, musste über Nacht und in der warmen Jahreszeit, auch in der Mittagspause, die gesamte Ware ins Kühlhaus gebracht werden.

Ich hatte morgens bis zur Öffnung des Geschäftes alles Fleisch und die Wurst in den Laden zu bringen, um sie dann um 13 Uhr wieder ins Kühlhaus zu schaffen, um 15 Uhr wieder alles raus und um 18 Uhr 30 wieder

alles rein. Am Mittag mussten nur die Waagen und das Schneidbrett gesäubert werden, aber am Abend wurde alles mit kochendheißem Wasser abgescheuert. Der Hauklotz wurde mit einer Stahlbürste so lange gebürstet, bis keine Blutflecken mehr zu sehen waren und das Holz silbern glänzte. Wenn ich danach den Laden zur Zufriedenheit meiner Meisterin gescheuert hatte, konnte ich mich mit an den Abendbrottisch setzen.

Meine Mutter hatte sich von diesem Beruf überzeugen lassen, weil es Schlachter immer geben werde und ich dort auch immer satt zu essen hatte. 1953 war „satt zu Essen haben“, noch etwas sehr Wertvolles.

Zurück zu meinem Lehralltag. Mittagspause konnte ich zwar schreiben, aber was sie bedeutete, habe ich in meiner Lehre nie erfahren. Nach dem Mittagessen musste ich der Meisterin oder dem Hausmädchen im Haushalt helfen. Alle 14 Tage musste ich sogar sonntags im Haushalt helfen. Zur Begründung hieß es: „Du musst schließlich doch lernen, wie ein bestimmtes Stück Fleisch zubereitet wird, wie willst du sonst einen Kunden beraten“. Dieses habe ich ja eingesehen, nur kochen durfte ich nie. Später ist mir aufgegangen, alle zwei Wochen hatte das Hausmädchen frei und merkwürdigerweise immer dann, wenn ich Dienst hatte.

Es wurde auch immer an Sonntagen große Wäsche gewaschen. Hier musste auch der männliche Lehrling dran teilnehmen, schließlich wurde

auch die Wäsche der Gesellen und der Lehrlinge mit gewaschen. Nur meine Wäsche, die musste meine Mutter waschen!

Wer nun glaubt, ein Mädchen lernt nur wie im Laden verkauft wird, der irrt. In der Zeit musste auch ein Mädchen hinten im Schlachthaus mit helfen, wenn Not am Mann war. Zu meinem großen Ärger war sehr oft Not am Mann. Am Ende meiner Lehrzeit konnte ich, außer beim Schweinebrühen und Abkratzen, bei allem was da hinten gemacht werden musste, mithelfen. Ich trug ein halbes Schwein oder ein viertel Rind genau so wie der männliche Lehrling. Wenn der Rauch bestückt wurde, hatte ich auch schon mal mitzuhelfen.

Zu meinen Arbeiten gehörte im Winter auch das Schneefegen. Wir hatten ein sehr großes Grundstück, wenn ich hinten fertig war, fing ich vorn wieder an. Überhaupt, der Winter. Ich sprach die Kühlung schon einmal an: Wenn die ersten Frostgrade da waren, brauchte ich die Wurst nicht mehr aus dem Laden tragen, dafür wurde die Ladentür zu den Geschäftszeiten immer sperrangelweit offen gelassen. Es war mir immer schrecklich kalt. Was hatte ich mir nicht alles angezogen, da ich damals schon, na sagen wir, etwas vollschlank war, sah ich bestimmt wie eine russische Matroschka aus.

Nun wird in einer Schlachtereierie immer mit viel Wasser gearbeitet, auch bei den Temperaturen in dem eisigen

Laden, meine Hände waren am Abend immer feuerrot. Zu Haus habe ich sie mir mit flüssigem Glyzerin eingerieben, sonst hätte ich am nächsten Morgen Risse gehabt.

Jetzt beim Aufschreiben hört es sich alles so schlimm an, damals habe ich es nicht immer so empfunden. Es machte mir großen Spaß, mit Menschen zu arbeiten. Sollte ich mich einmal zu Haus bei meinen Eltern beschweren, kam der wohl allen bekannte Satz: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“. Wie habe ich diesen Satz gehasst, ich wollte doch nur ein wenig Mitgefühl. Ich musste erst sehr viel älter werden um zu begreifen: Dieser Satz hat auch heute noch seine Gültigkeit.

Schon nach zwei Jahren meldete mich mein Lehrmeister zur Gesellenprüfung an. Er war der Meinung ich

hätte bei ihm so viel gelernt, da würde ich die Prüfung auch schon nach zwei Jahren schaffen. Ich schaffte sie. Nun war ich gelernte Fleischereifachverkäuferin.

Ein Jahr blieb ich noch in dem Betrieb, jetzt bekam ich einen Gesellenlohn von 60,- DM und freie Kost. In der Mittagspause durfte ich jetzt nach Hause gehen und am Sonntag brauchte ich nicht mehr zu arbeiten.

Es war eine schwere Lehre, aber eine sehr gute. Leider sind meine Lehrmeisterin und mein Lehrmeister sehr früh verstorben, ich bedauere so oft, mich nicht genügend bei ihnen bedankt zu haben. Bis zum Ausscheiden aus meinem Beruf, mit 58 Jahren, habe ich immer von dieser guten Ausbildung profitiert.

Annemarie Lemster

Politischer Flüchtling aus der DDR

(1954)

Der Fluchtgrund: Ich wurde am 18.12.1953 von Angehörigen der DDR-Staatssicherheit dazu überredet, für sie tätig zu werden. Mir war klar, dass ich den Auftrag der Bespitzelung von Arbeitskollegen nie ausführen würde, und ich musste, nachdem ich die Stasi-Mitarbeiter nicht mit leeren Phrasen länger hinhalten konnte, am 25.2.1954 nach Westberlin flüchten.

Mit der S-Bahn und dem Bus fuhr ich zu dem damals allen Flüchtlingen bekannten Notaufnahmelager in Berlin-Marienfelde. Zu dieser Zeit ka-

men in 24 Stunden etwa 600 bis 900 Flüchtlinge aus Ostberlin und den Ländern der DDR dort an, um eine Notaufnahme zu beantragen.

Nach der ersten Registrierung bekam ich, wie alle Flüchtlinge, einen Laufzettel für das Notaufnahmeverfahren mit den Terminen und den Dienststellen, die von uns aufgesucht werden mussten. Von deren Beurteilung hing es letztendlich ab, die erwünschte und erhoffte Aufenthaltserlaubnis zu bekommen.

Zuerst aber wurde ich in ein Wohnlager im Bezirk Tiergarten eingewie-

sen. Ich erhielt einen Raum in einem alten Fabrikgebäude, den ich mit weiteren sieben Leidensgenossen teilen musste. Wir bekamen Bettzeug und wählten dann, unter den doppelstöckigen Schlafstätten, die aus, die uns zusagte. Ein Tisch, zehn Stühle und acht schmale Metallschränke vervollständigten die Einrichtung. Wir harreten nun der Dinge, die auf uns zukommen sollten. Dies war dann zunächst einmal ein Eintopfessen und dann anschließend der Empfang kalter Verpflegung für das Abendessen. Dann gab es noch eine Anzahl Freifahrtscheine für den Besuch der verschiedenen Dienststellen, die ja über das ganze Stadtgebiet verteilt waren. Ganz zum Schluss des ereignisreichen Tages erhielten wir noch die Ermahnung, untereinander keine persönlichen Dinge bezüglich unserer Flucht zu besprechen.

Man hatte die nächsten Tage reichlich zu tun, denn zu den Dienststellen waren zum Teil weite Wege zurückzulegen. Wartezeiten gab es überall. Was musste denn nun alles erledigt werden? Ich zähle es am besten einmal auf. Es mussten besucht werden:

- Der ärztliche Dienst, zur Feststellung des Gesundheitszustandes
- Eine Sichtungsstelle, zur Befragung zum Fluchtgrund
- Eine Zuständigkeitsprüfung, ob prominenter oder gewöhnlicher Flüchtling
- Der fürsorgliche Dienst zur Feststellung des Familienstandes
- Die Polizei zur Ausstellung eines Führungszeugnisses

- Die Vorprüfungen A und B zum Erhalt der Aufenthaltserlaubnis
- Die Terminstelle für das Aufnahmeverfahren
- Die Röntgenpraxis – für den Gesundheitsstatus
- Der Aufnahmeausschuss: Hier wurde man nochmals zur Flucht befragt und erhielt dann auf Grund der Vorprüfungen den Bescheid, ob man als politischer Flüchtling anerkannt worden war.

Wenn ja, wurde man als neuer Bürger der Bundesrepublik begrüßt! Ich wurde!

Der Aufnahmeausschuss kam zu der Überzeugung, dass der Antragsteller flüchten musste, um sich einer durch die politischen Verhältnisse bedingten besonderen Zwangslage zu entziehen und erteilte ihm die Notaufnahme im Sinne des Notaufnahmegesetzes.

Es waren insgesamt 13 Dienststellen zu durchlaufen. Da für viele wohl 13 ein schlechtes Omen bedeutet, durften einige, so auch ich, zwischendurch noch drei weitere – auf den Laufzettel schamhaft verschwiegene – Dienststellen besuchen. Es waren der amerikanische, der englische und der französische Geheimdienst, die zusätzlich ihre Auskünfte haben wollten.

Die Amerikaner konzentrierten sich hauptsächlich auf Angaben, die ich zum Staatssicherheitsdienst und den mir dort bekannten Personen machen konnte. Ich konnte, ich hatte mir früher schon hinreichend Notizen gemacht. Der Vernehmungsoffizier

bestätigte mir, dass genau diese Personen schon bekannt waren und beobachtet wurden.

Die Engländer wollten alles über den Betrieb, in dem ich tätig war, und auch über die Zulieferbetriebe wissen. Das umfasste vor allen Dingen die Betriebseinrichtungen und die Produkte, die hergestellt wurden. Des Weiteren interessierte sie die Struktur der Firmen bezüglich der technischen Mitarbeiter und der dort tätigen Wissenschaftler.

Die Franzosen befragten mich in der Hauptsache über die politische Lage in der DDR, nebenbei auch über industrielle Einrichtungen. Das geschah aber ein wenig oberflächlich und ohne ein besonderes Interesse zu zeigen.

Endlich, am 20. März 1954, wurde ich, zusammen mit einigen anderen, von Berlin-Tempelhof nach Hamburg ausgeflogen. Ich, wie auch die anderen neuen Bundesbürger, hatte als Wunschziel das Land Nordrhein-Westfalen genannt. Aber die Lager dort waren belegt, und so kamen wir vorerst in das Ausweichlager Wentorf bei Hamburg, eine ehemalige Kaserne.

Nach der obligatorischen Registrierung wurde mir ein Raum zugewiesen, den ich mit neun Männern unter-

schiedlichen Alters teilen musste. Auch hier: spartanische Einrichtung. Zwei Betten übereinander, schmale Militärschränke, Stühle für jeden von uns und zwei größere Tische. Wir wählten einen Stubenältesten, der, wenn nötig, für Ordnung sorgen sollte und den Reinigungsdienst einteilte.

Eine im Nebenhaus angesiedelte Kantine sorgte für unser leibliches Wohl und ein dort installierter Plattenspielausomat auch fürs Gemüt. In einem Kiosk konnten Genussmittel wie Zigaretten, Alkohol und Schokolade, aber auch Toilettenartikel erworben werden, so man Geld hatte. Daran aber mangelte es noch.

Der nächste Tag brachte Abhilfe. In der Zweigstelle des Arbeitsamtes wurden wir als Arbeitslose registriert und erhielten unsere erste Arbeitslosenunterstützung, allerdings geschmälert durch einen Abzug für Kost und Logis. Was sollte es, wir waren ja sehr bescheiden, etwas für Zigaretten und ein paar Biere blieb ja übrig.

Nach einer Phase der Eingewöhnung in die neue Situation hatte uns der Alltag wieder, der von jedem auf seine Art gemeistert werden musste.

Manfred Krause

„Ausländer sind hier nicht erlaubt“

(1979)

„Ausländer aus der BRD sind auf diesem Zeltplatz nicht erlaubt. Sie müssen auf den Zeltplatz für interna-

tionale Gäste für Bürger ausländischer Staaten. Der ist 5 km weiter nördlich in Sellin.“

Zack. Das gefiel meinem Cousin aus der DDR nun gar nicht. „Wir machen mit meinem Cousin aus der BRD hier gemeinsam Urlaub. Wer ist der Objektleiter?“ „Der ist heute in Greifswald.“ „Dann möchte ich den Verantwortlichen der Bezirksleitung der Partei sprechen“, mein Cousin blieb hart. War es genau dieser Titel? Egal, die Bestimmtheit, mit der mein Vetter einen Parteiverantwortlichen sprechen wollte, nötigte den Mann am Empfang des Zeltplatzes Baabe auf Rügen, zum Telefon zu greifen. Zögernd, aber er griff.

Was war passiert? Welcher feindliche Ausländer maßte sich da an, auf einem Zeltplatz für DDR-Bürger zu zelten? Der feindliche Ausländer war ich, Bürger der BRD, wie es im

Sprachgebrauch der DDR damals hieß. Und der widerborstige Cousin war mein eigener Cousin, Bürger der DDR.

Es war Pfingsten 1979. Ich war am Pfingstfreitag frühmorgens von Hamburg mit Einreisevisum zu meinem Cousin gefahren, und gemeinsam mit seiner Familie hatten wir in zwei Autos den langen Weg von Berlin nach Rügen noch am gleichen Freitag gemacht. 7 Stunden Autofahrt. Ziel: ein Zeltplatz in Baabe an Rügens Ostküste, direkt am Wasser gelegen. Wir kamen spät an, nach 22.00 Uhr, es war schon dunkel. Die Baracke mit dem Empfang war um die Zeit nicht mehr besetzt. Aber der Schlagbaum war hoch. Und mein Vetter kurvte zielgerichtet zu einem

11 HH-EP 666

Campingzentrum „Osisee“
23 Stralsund
Barther Straße 79

Bei Verlust wird kein Ersatz geleistet
Nur gültig für Bürger der DDR

Campinggenehmigung für das Wochenende
Wochenendcampingschein Nr. 074584

für den Campingplatz Baabe

für die Zeit vom 1.6. bis 4.6. 19 79

Diese Campinggenehmigung ist gültig für
1 vollgebührenpflichtige Personen
teilgebührenpflichtige Personen
Kinder unter 6 Jahren

Gebührenrechnung:
3 Tage à 1,05 = 1,65 M
Tage à 0,55 = M
Tage à 0,30 = M
1,65 M

Angenommen am:
2. JUNI 1979
Rat der Gemeinde Baabe
Zeltplatz Baabe
(vom Campingplatzleiter auszufüllen)

Bestell-Nr. ZpV C 5

11 15 85 Ag 310-73 25 000 Bl. 1044

lauschigen Platz unter Kiefern. Er kannte den Platz, er war hier schon häufiger gewesen. Wir wollten jetzt ein langes Wochenende an der Ostsee gemeinsam genießen; ich war zum ersten Mal auf Rügen. Das Einreisevisum zum Besuch von Verwandten galt ja für die gesamte DDR, herumzureisen und zu übernachten war so für einen Westdeutschen erlaubt. Ganz früher, in der Anfangszeit der Mauer, war das Einreisevisum auf den Bezirk beschränkt, aber das galt schon lange nicht mehr.

So bauten wir unsere Zelte auf, schiefen gut, freuten uns am nächsten Morgen über die Sonne, die von Osten durch die Bäume auf den Zeltplatz schien. Wir frühstückten und machten uns auf den Weg zur Formalie, der Anmeldung.

Mein Vetter zuerst, alles reibungslos, der Platz war wenig besucht an diesem Sonnabendmorgen vor Pfingsten. Aber dann kam mein West-Pass. Das gab nun Probleme. Diskussion, siehe oben. Der Mann am Empfang wollte mich 5 km weiter schicken. Auf zwei so entfernten Zeltplätzen? Das kam für uns nicht in Frage. Ich ließ meinen Vetter machen. Die Sitten und Gebräuche kannte ich nicht, ich war nur überrascht. Er wusste dagegen, wie man auftritt.

Während der Mann am Empfang noch unsicher nach einer Telefonnummer suchte, kam – der Zufall wollte es so – ein Mann im Anzug

durch den Bau, das Parteiabzeichen am Revers. Den sehen und ansprechen, war für meinen Vetter eins.

Er war sehr heftig, wir wollten zusammen Urlaub machen, die DDR stehe für Völkerverständigung, ich hätte ein Einreisevisum, nun muss das auch gehen und er sollte den Mann am Empfang anweisen, dass ich hier weiter zelten könne. Wir seien schließlich schon gestern Abend angekommen und hätten die erste Nacht schon übernachtet. Und dass der Empfang nicht besetzt gewesen sein, sei schließlich nicht unsere Sache. Der Mann zeigte sich beeindruckt und nachdenklich. Er war ganz einfach Argumenten zugänglich. Er griff nun selbst zum Telefon und telefonierte mit jemandem in der Bezirksleitung der Partei. Dann kam er wieder. „Also, eigentlich müssten Sie auf dem Zeltplatz für internationale Gäste unserer Republik zelten. Aber ich will hier mal eine Ausnahme machen. Sie müssen aber, wie das international üblich ist, den doppelten Preis bezahlen.“ Ich war zwar schon international gereist, sicher mehr als er, hatte von solch einer Sitte aber noch nie gehört. Aber das behielt ich für mich. Ich war einverstanden, fragte aber doch zurück, „wie viel kostet das denn?“ Antwort: 55 Pfennige. Die war ich gern bereit zu zahlen. Wenn international die Preise so niedrig sind.....1979.

Carsten Stern

Gesichter der Zeit

Die ZeitZeugenBörse – einige Mitarbeiter in Kurzbiografien

	Name	Personalia
01	Becker-Floris, Dr. Helmut	Geboren 1928 in Hamburg, aufgewachsen in der Pfalz, von Beruf Jurist, tätig in der Industrie als Leiter Personal Interessen: Parteiarbeit, Familienforschung Schwerpunkte als Zeitzeuge: Schule; HJ, Luftwaf- fenhelfer
02	Behling, Ilse	Geboren 1922 in Kolberg aufgewachsen in Kolberg, Flucht nach Mecklen- burg, Schwerpunkte als Zeitzeugin: Schule ab 1928, BDM, NS-Zeit, Nachkriegszeit
03	Bengelsdorf, Dr. Reinhold	Geboren 1930 in Hamburg dort auch aufgewachsen, von Beruf Kaufmann, Studium, Promotion, ver- schiedene Management-Positionen Schwerpunkte als Zeitzeuge: Verfolgung während der NS-Zeit, Schule, Kinderlandverschickung und vormilitärische Erziehung, Hamburger Feuersturm 1943, Hungerjahre und Auswanderung nach 1945
04	Bigos, Peter	Geboren 1933 in Berlin-Charlottenburg aufgewachsen in (West-)Berlin und in Westpreu- ßen, in Hamburg seit 1957 von Beruf Verlagskaufmann, Krankenkassenange- stellter spezielle Interessen: ehrenamtliche Tätigkeit in Sozialeinrichtungen und Kirche, Stadtrundgänge, malt Schwerpunkte als Zeitzeuge: Schule; NS-Zeit, Krieg und Nachkriegszeit, Blockade Berlins

- 05 Bornkessel, Helene Geboren 1921 in Hamburg
immer in Hamburg ansässig
Schwerpunkte als Zeitzeuge: Arbeitslosenzeit vor 1933, 1933, NS-Zeit, Krieg, Nachkriegszeit
- 06 Bünger, Lore Geboren 1923 in Hamburg-Farmsen
aufgewachsen in Hamburg, 1 Jahr in Neustrelitz,
von Beruf Reisebürokauffrau, kaufmännische Ange-
stellte
spezielle Interessen: Mitglied in Demeter-
Bauernhöfen, ehrenamtliche Tätigkeit in der Kirche,
Schreiben
Schwerpunkte als Zeitzeugin: NS-Zeit; Verfolgung,
Kriegseinsätze, „Operation Gomorrha“, Schule,
Nachkriegszeit
- 07 Emskötter, Eva Geboren 1929 in Hamburg, gelebt in Hamburg und
Berlin
von Beruf Journalistin
Schwerpunkte als Zeitzeugin: NS-Zeit, Berliner
Mauerbau, DDR-Transitreisen
- 08 Feldbauer, Marianna Geboren 1932 in der Slowakei
aufgewachsen in der Slowakei, in den 60ern in Isra-
el, in Hamburg seit 1969
Von Beruf Journalistin, Schriftstellerin
Schwerpunkte als Zeitzeugin: Leben in Auschwitz-
Birkenau
- 09 Füllenbach, Emmi Geboren 1921 in Altona
aufgewachsen in Altona, Hamburg
im Beruf 1938 bis 1983 (mit Unterbrechungen) als
Kauffrau
Schwerpunkte als Zeitzeugin: Schule, Krieg, Ar-
beitseinsatz im Krieg in der Ukraine, Nachkriegszeit
in Hamburg

-
- 10 Günther,
Claus Geboren 1931 in Hamburg-Harburg
wohnt seit eh und je in Hamburg
von Beruf Druckereikaufmann, Werbetexter, Journalist
spezielle Interessen: schreibt Lyrik und Prosa, auch
plattdeutsch, Mitglied in Autorengruppen, liest und
trägt vor
Schwerpunkte als Zeitzeuge: Pogrome 1938
(„Reichskristallnacht“), Kinder-Land-Verschickung,
Kriegs- und Nachkriegszeit
- 11 Hensel,
Richard Geboren 1933 in Danzig
aufgewachsen in Danzig bis Januar 1946, danach in
der SBZ bis 1955, in Hamburg seit 1957
von Beruf Bäckermeister, 20 Jahre lang Krankenkassen-
angestellter
Schwerpunkte als Zeitzeuge: Kriegszeit; Vertrei-
bung, Hungerjahre, Leben in der DDR bis 1955
- 12 Jensen,
Edeltraut Geboren 1932 in Oppeln,
in Hamburg seit 1957, davor in Oberschlesien, West-
Berlin und in Halle/Saale und Naumburg
von Beruf Hauptschullehrerin
spezielle Interessen: Politik, Theater, Fotografieren,
Reisen, NABU
Schwerpunkte als Zeitzeugin: NS-Zeit, Vertreibung,
DDR in den 50ern, Nachkriegszeit
- 13 Köhne,
Manfred Geboren 1931 in Hannover
aufgewachsen in Hannover und Hannoversch Mün-
den, in Hamburg seit 1956,
Schwerpunkte als Zeitzeuge: NS-Zeit, Nachkriegs-
zeit
- 14 Krause,
Manfred Aufgewachsen in Berlin, lebt in Hamburg,
Schwerpunkte als Zeitzeuge: NS-Zeit, DDR, 17. Ju-
ni, Flucht aus der DDR

- 15 Lamp,
 Lieselotte Geboren 1921 Hamburg,
 immer in Hamburg ansässig
 von Beruf Krankenschwester, Kauffrau
 Schwerpunkte als Zeitzeugin: Leben vor und nach
 dem Krieg, was durch den Krieg verloren ging
- 16 Lemster,
 Annemarie Geboren 1938 in Hannover
 aufgewachsen in Sarstedt bei Hannover
 von Beruf Fleischereifachverkäuferin
 spezielle Interessen: Schreiben, Leitung der Zeitzeu-
 gengruppe in Quickborn
 Schwerpunkte als Zeitzeugin: Berufsausbildung; All-
 tagsleben besonders nach dem Krieg, Nachkriegszeit
- 17 Lippmann,
 Ingetraud Geboren 1936 in Königsberg/Pr.
 aufgewachsen in Königsberg, geflüchtet Januar 1945
 nach Kehdingen, in Hamburg seit 1953.
 Von Beruf Kinder- und Säuglingsschwester
 Schwerpunkte als Zeitzeugin: Schule ab 1942, Flucht
 aus Ostpreußen, Nachkriegszeit
- 18 Schleede,
 Margarethe Geboren 1926 in Schlesien
 aufgewachsen in Schlesien, in Hamburg seit 1946
 Schwerpunkte als Zeitzeugin: Flucht und Vertrei-
 bung, Nachkriegszeit
- 19 Schmidt,
 Walter Geboren 1930 in Leck
 aufgewachsen in Leck, ausgewandert 1962-1966
 nach Kanada, USA, in Hamburg seit 1958
 Interessen: Kampf gegen Drogen-Konsum und
 Krebs, Umweltschutz, Energietechnik
 Schwerpunkte als Zeitzeuge: Kriegs- und Nach-
 kriegszeit

- 20 Scholtz,
 Karl-August Geboren 1920 in Rostock
 aufgewachsen in Schwerin, Stralsund, seit 1954 in
 Hamburg
 von Beruf Kaufmann im Wohnungsbau
 Schwerpunkte als Zeitzeuge: Schule vor und nach
 1933, NS-Erziehung und -Ordensburg, HJ, Kriegser-
 lebnisse, Nachkriegszeit
- 21 Schomburg,
 Lisa Geboren 1930 in Hamburg
 aufgewachsen in Hamburg
 von Beruf Büroangestellte
 Schwerpunkte als Zeitzeugin: Krieg, Feuersturm in
 Hamburg, Reisegeschichten
- 22 Stern,
 Carsten Geboren 1942 in Berlin,
 in Hamburg 1945–1949 und seit 1963, dazwischen
 in Bochum und Marburg
 vor der Pensionierung: in der Industrie Jurist, Ar-
 beitsjurist und später Personaler
 spezielle Interessen: Geschichte, Schreiben, Famili-
 enforschung
 Schwerpunkte als Zeitzeuge: Schule, Nachkriegszeit,
 DDR-Reisen, Bau und Fall der Berliner Mauer
- 23 Tränckner,
 Heinz Lebt in Hamburg,
 Schwerpunkte als Zeitzeuge: NS-Zeit, Kriegsgefän-
 genschaft, Nachkriegszeit

Treffen & Termine der ZeitZeugenBörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit:

Erlebtes in die Erinnerung zurückrufen und diskutieren. Auch für neu hinzu kommende Interessierte. Es wird für die Teilnahme an allen unten angegebenen Gruppen keine Gebühr erhoben.

ZEITZEUGEN

Gruppe City

Leitung: Dr. Werner Hinze

Jeden 1. + 3. Dienstag im Monat, 10.00-12.00 Uhr, im Seniorenbüro, Steindamm 87, (U1 Lohmühlenstraße).

ZEITZEUGEN

Gruppe Eppendorf

Leitung: Richard Hensel

Jeden 2. + 4. Montag im Monat, 11.00-13.00 Uhr, im LAB-Treff Eppendorf, Eppendorfer Weg 232.

ZEITZEUGEN

IG Schreiben und Lesen

Leitung: Ingetraud Lippmann

Jeden letzten Dienstag im Monat, 10.00-12.00 Uhr, im Seniorenbüro, Steindamm 87 (U1 Lohmühlenstraße).

ZEITZEUGEN

Gruppe Quickborn

Leitung: Annemarie Lemster

Jeden 1. + 3. Donnerst. im Monat, 10.00-12.00 Uhr, Freizeitraum Kirchengem., Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Emmi Füllenbach, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingetraud Lippmann, Carsten Stern.

Wir danken allen Autoren und Autorinnen, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe, sowie die Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.

Das Seniorenbüro Hamburg e.V. dankt allen ehrenamtlich tätigen Zeitzeugen der ZeitZeugenBörse Hamburg

*für 10 Jahre unentwegtes Engagement;
für weit über 100 Schulbesuche bei Wind und Wetter;
für ca. 400 bis 800 geschriebene, spannende Beiträge in 35 Ausgaben
Zeitzeugen-Mitteilungsblatt und nicht zuletzt auch in dieser Ausgabe;
für Ihre aktive Arbeit in der Koordinierungsgruppe des Projektes, z.B.
beim Bearbeiten von Anfragen, beim Wahrnehmen von Kontakten, bei
der Organisation von Schulbesuchen, beim Korrekturlesen, bei der Kon-
zept(weiter-)entwicklung, in der Öffentlichkeitsarbeit, in der Gruppenlei-
tung;
für allzeit eindrucksvolle, gewinnbringende Gespräche mit Medien-
vertreterinnen und -vertretern, Gästen aus dem In- und Ausland, mit
Menschen aller Generationen und nicht zuletzt mit vielen haupt- und
ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Seniorenbüros;
für Toleranz und die Bereitschaft, sich immer wieder auf etwas Neues
einzulassen und Neues zu lernen;
für... und... und... und.*

***Wir freuen uns auf weiter produktive und kreative Zusammenarbeit...
und die (mindestens) nächsten 10 Jahre!***

Geschäftsstelle der ZeitZeugenBörse

Zeitzeugenbörse Hamburg
p.A. Seniorenbüro Hamburg e.V.

Steindamm 87, 20099 Hamburg

Tel.: 040 – 30 39 95 07

Fax: 040 – 30 39 95 08

senioren1@aol.com

www.seniorenbuero-hamburg.de



